Unter dem Kreuze.

Dritter Band.

Unter dem Kreuze.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

Dritter Band.

Berlin, 1888.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Der zu Brüssel residirende Staatsrat hatte nicht ohne Beunruhigung von den lebhaft betriebenen Rüstungen Juans und dem Nahen jener gefürchteten Truppen gehört, die in vergangenen Jahren der Schrecken der Provinzen gewesen, doch trotz der dringenden Mahnungen Oraniens wurden alle Gegenrüstungen mit einer Lässigkeit betrieben, die den spanischen Heerführern genügend Zeit gab, ihre Vorbereitungen zu dem voraussichtlichen Kampfe zu vollenden.

Don Juan und Alexander Farnese hatten bei Marche en Famine ihre Musterung über das Heer abgehalten und sich von der Stärke und Kriegstüchtigkeit ihrer Truppen überzeugen dürfen, die, teilweise noch aus Alba's strenger Zucht stammend, vor Begierde brannten, ihre Rache an Denjenigen zu nehmen, welche vor Jahresfrist mit offenem Triumphe ihrem Abzuge aus den Niederlanden beigewohnt.

Hier war es auch, wo Juan zum ersten Male die Mehrzahl jener Truppen wiedersah, die unter ihm in Tunis und dem Golfe von Korinth gekämpft, gesiegt, und die mit jubelnder Freude den Führer wieder begrüßten, der ihre Liebe zu erwerben und zu erhalten verstanden, seit jener ersten Waffenthat, da sie dem zwanzigjährigen Heldenjünglinge den stolzen Ruf entgegengejauchzt: „Er ist der echte Kaisersohn, gleich seinem Vater zum Siegen geboren."

Auch Juan konnte sich der tiefsten Bewegung nicht erwehren, als er seine einstigen Regimenter um sich erblickte; wie Vieles lag dazwischen, seit jener Zeit der ersten Waffengänge, wie Vieles an schwerer Enttäuschung, bitterer Erfahrung, gebrochener Hoffnung! Wie war er schon der Kämpfe oftmals müde geworden, in denen er nicht allein das Leben, in denen er seine Ehre, seinen einstigen Ruhm ja, seiner Seele Seligkeit gefährdet sah! Und doch gebot es ihm die Pflicht des Feldherrn jenen kampfesdurstigen Schaaren die Hoffnungslosigkeit zu verbergen, die ihn so oft darnieder drückte, des Führers unbewölktes Antlitz ihnen zu zeigen, aus dem sie selbst Mut und Vertrauen schöpfen sollten. In begeisterten Worten rief er sie zur Bekämpfung der aufgestandenen Provinzen, zur Verteidigung der spanischen Oberhoheit, zur Be-

hauptung des katholischen Glaubens auf und ein Manifest an die Staaten erklärte in förmlicher Weise den Niederländern den Krieg, von Neuem ihre Unterwerfung verlangend.

Ein gleichzeitiges Sendschreiben Philipps II. bestätigte Juans Kriegserklärung und gebot in scharfen Worten dem bisherigen Generalgouverneur und Statthalter den verweigerten Gehorsam zu leisten. Beide Proklamationen blieben, wie nicht anders zu erwarten, ohne Eindruck auf die Staaten, welche jetzt die Rüstungen eifriger, als zuvor fortsetzten.

Die Streitkräfte der Niederländer kamen denjenigen Juans an Zahl ziemlich gleich und beliefen sich ungefähr auf 24,000 Mann, doch ermangelten diese neu geworbenen, undisciplinirten Regimenter jeder Uebung, sowie jeder Kriegserfahrung und die Führer hatten daher so wenig Vertrauen zu ihnen, daß sie eine Schlacht so lange, wie möglich hinaus zu schieben trachteten. Um Namur zog sich jetzt die vereinigte Truppenmacht beider Parteien zusammen, die Ebene ringsumher hallte wieder von dem Lärmen der Waffen, den Befehlsrufen der Führer, welche die Regimenter ihren Bestimmungsorten entgegen sandten.

An der Spitze des niederländischen Heeres stand Anton de Goignies, ein Kriegsmann aus der Zeit

Karls V., unter ihm Graf Lalaing, der jüngere Egmont, der Marquis de Montigny, Graf Bossu und der Marquis d'Avré, welch Letzterer erst vor Kurzem aus England zurückgekehrt.

Der Feldmarschall hatte von Brüssel her den Befehl erhalten, ein Zusammentreffen mit den spanischen Truppen vorläufig zu vermeiden und sich deshalb entschlossen den Rückzug nach Brabant über Gemblours zu machen. Das spanische Heer folgte in geringer Entfernung; auch hier war der Befehl erteilt worden, das Gefecht nicht herauszufordern, als jedoch plötzlich Farnese's Ungestüm sich mit der Entdeckung, daß der Feind bei dem Durchschreiten eines Engpasses in Unordnung geraten sei, nicht länger zügeln ließ.

Mit den verwegensten seiner Hauptleute stürmte er über den sumpfigen Graben, der ihn noch von dem ständischen Heere trennte und, die Reihen der feindlichen Reiter durchbrechend, welche die Führer vergebens zusammen zu halten suchten, gab er das Zeichen zum Beginne des ersten Kampfes, der der Wiedereroberung niederländischen Bodens galt.

* *
*

Zu St. Fleuret waren die letzten Wochen in unheimlicher Spannung vergangen, die Salesiane-

rinnen hatten mit einem Schrecken ohne Gleichen die Wahrnehmung machen müssen, daß ihre stille einsame Gegend vielleicht zum Schauplatze der nächsten Kämpfe ausersehen sei. Von dem Turme ihrer Kirche spähten sie täglich in die Ferne, das ungewohnte Schauspiel zu beobachten, das sich auf der Ebene um Namur vor ihnen entrollte; halb mit scheuer Furcht, halb mit Neugier die Bewegungen der einzelnen Truppenkörper verfolgend, welche dort unter den Augen ihrer Führer ihren kriegerischen Uebungen oblagen.

Dennoch bangten die Nonnen der heiligen Salesia weder für ihr Kloster, noch für ihre eigene Sicherheit und selbst die Wiederkehr des feindlichen Heeres von Marche und Luxemburg vermochte nicht sie einzuschüchtern. Wußten sie doch, daß die katholischen Spanier mit höherer Ehrfurcht noch sie zu betrachten gewohnt, als selbst ihre eigenen Landsleute, unter denen das calvinistische Element sich ihnen feindselig gegenüberstellte, seit die wieder ausbrechenden Religionsunruhen eine schärfere Teilung beider Parteien veranlaßt. Einige nur der Furchtsameren unter den Nonnen hatten an die Aebtissin die Anfrage gerichtet, ob es geraten sei das Kloster zu räumen, bevor die Truppen dieses oder jenen Heeres es mit ihrer Gegen-

wart beunruhigten, doch Benedicta hatte strengen Tones erwidert: „Der Frauen Hülfe ist am Orte, wo es Wunden zu heilen giebt; wer jedoch sich zu flüchten verlangt, um eigener Sicherheit zu pflegen, dem will ich Dispens von dem Bischofe erwirken."

Diese Antwort war genügend, jeder weiteren Frage vorzubeugen, um so mehr, da man der Aebtissin Antlitz noch niemals zuvor so ernst und abweisend gesehen, als in der letzten Zeit. Selbst Charitas, von der man wußte, wie nahe sie Benedicta stets gestanden, sah man jetzt seltener als sonst in der Umgebung der Aebtissin; die Nonnen flüsterten sich zu, daß des Marquis von Avré Tochter nicht mehr mit der gleichen Freudigkeit dem Kloster angehöre, als früher und daß sie dadurch wohl die Mißbilligung Benedicta's sich zugezogen, ja, Schwester Annunziata glaubte sogar den Grund zu erraten, der Charitas dem Kloster abwendig gemacht und hatte längst mit dem in diesen Dingen echt weiblichen Ahnungsvermögen zwischen jener angeblichen Botschaft, die der fremde, schöne Ritter einst Charitas überbracht, und der Letzteren sich steigerndem Trübsinn einen gewissen Zusammenhang zu entdecken gemeint.

Nur hinderte sie ihre aufrichtige Zuneigung für das junge Mädchen, ihre Vermutungen den Schwestern

oder gar der Aebtissin mitzuteilen, die dann vielleicht eine Strafe über den Liebling des Klosters zu verhängen hatte, welche die gutherzige Annunziata um jeden Preis ihr erspart haben wollte. Charitas selbst litt am meisten unter den Vorwürfen, die ihr Herz ihr wegen ihrer Uebertretung machte, ja, sie litt doppelt unter dem Bewußtsein, daß sie das Vertrauen der teuren Frau täusche, die ihr im wahrsten Sinne des Wortes eine zweite Mutter gewesen.

Wenn Benedicta sie wenigstens gefragt, welches die neue Ursache ihres Kummers sei, wenn sie ein zweites Geständniß verlangt hätte, das freiwillig abzulegen sie sich nicht entschließen konnte! Gewiß, es würde ihr leichter geworden sein, Benedicta's teilnehmendem Forschen Auskunft zu geben, als ihr zu bekennen, daß jener Liebestraum, von welchem die Aebtissin vermutete, daß er der Vergangenheit bereits gehöre, durch die Ereignisse der letzten Monate stets neue Nahrung gewonnen.

Aber Benedicta richtete keine Frage an sie; wollte sie ihre Schutzbefohlene schonen oder trug sie selbst, wie es Charitas erschien, an einem schweren inneren Kummer, der sie unempfänglicher, als sonst für die Vorgänge um sie machte? Auch Charitas' Beschäftigung mit der von Juan erhaltenen Taube hatte ihr nicht

mehr als ein flüchtig Lächeln, nicht einmal eine Aeußerung des Staunens erweckt; im Klosterhofe von St. Fleuret tummelten sich Schaaren von Tauben jeder Gattung; Benedicta glaubte wohl nicht anders, als daß das junge Mädchen, in Ermangelung jeder sonstigen Zerstreuung, sich eine derselben in ihr Zimmer genommen und sie erblickte nichts Auffälliges darin, wenn sie Charitas mit dem Pflegling tändeln und kosen sah, sobald nur irgend eine freie Viertelstunde ihr diese Beschäftigung gestattete.

Der Januar war fast verstrichen, mit verschiedenen Mitteilungen aus der Ferne war auch zu den Nonnen die Nachricht gekommen, daß das spanische Heer Luxemburg verlassen und der Feldherr bereits nach Namur zurückgekehrt sei.

Mit ihrer Taube im Arme stieg die Novize zu dem Turme hinauf und spähte durch die klare Winterluft zu den Zinnen des Schlosses, wo er wieder weilte, bis sich vor ihre Augen ein Nebel legte, der ihr die Landschaft rings verhüllte und durch den allein ein blitzendes Etwas noch, einem Sterne gleich, leuchtete: der Sonnenstrahl, der sich auf der Zinne des Schlosses wiederspiegelte. Der Täuberich, den sie an ihre Brust gedrückt hielt, begann eine unruhige Bewegung zu machen; sie streichelte sein perlgraues

Gefieder und küßte ihm das glatte Köpfchen, das zutraulich sich an sie schmiegte. Vorsichtig hob sie einen seiner Flügel, sich zu überzeugen, ob das Brieflein, das an der stärksten seiner Federn befestigt, noch an der rechten Stelle sei.

„Du willst zu ihm, glückseliger Vogel,“ flüsterte sie, als der Täuberich von Neuem seine Flügel schüttelte, „und nichts darf Dich zurückhalten dorthin zu eilen, wohin Dein unbewußtes Sehnen Dich zieht. Ich aber, die Dir folgen möchte, bin gefangen; mein Käfig sind die düsteren Mauern hier, keine mächtige Schwinge darf mich hinweg aus ihnen tragen, bis ich, die blaue Himmelsflut durchteilend, ihn erreicht, der abgeschiedenen Seele gleich, die aus der fernen Höhe wiederkehrte zu jenem Einen, dem sie hier auf Erden angehörte! Und gleiche ich nicht schon den Gestorbenen, wenn auch die Hülle noch lebt und atmet, ein wesenloser Schatten, dem die Seele entfloh? Du nahmst sie mit Dir, Geliebter, mit dem Kusse, den Du auf meine Lippen drücktest, — war es Wonne, war es Todesbangen, was ich in Deinen Armen empfand? Und giebt es ein Loslösen noch nach solchem Augenblicke, in dem ich nichts mehr wußte, als daß ich Dir angehöre, nicht nur für dieses kurze Erdenleben, nein, weiter noch, für alle Ewigkeit?“

„Ein übergroßes Lieben ist der Tod," so las ich in dem alten Buche, das ich einst in des Vaters Bücherzimmer fand; wäre es denn unserem Lieben gegeben, durch Jenen die Vereinigung zu finden, die uns das Leben nimmer zu gewähren vermag."

Sie drückte noch einmal die Taube an das Herz. „So gehe zu ihm denn und bringe ihm die Botschaft, die er verlangt, obwohl mein Sehnen Dich nicht zu ihm trägt, sondern nur das Sehnen nach der Gefährtin, die Deiner im gewohnten Käfig bei ihm harrt. Vielleicht, wenn er Dein weiches Gefieder streichelt, gedenkt er meiner Hand, die Dich so oft liebkoste und die er einst den heilenden Händen verglich, die kranken Herzen Genesung bringen. Jetzt presse ich sie vergebens auf das eigene Herz und fühle dennoch, daß es nie genesen kann."

Ihr Auge folgte der entschwindenden Taube, die ihre Flügel weit ausbreitend, sich im durchsichtigen Aether verlor, ein tiefer Seufzer hob ihre Brust, dann wandte sie sich langsam von dem Turmfenster und schritt die Stufen hinab, die in das Kloster zurückführten.

Die gewohnten Gänge der Nonnen in die benachbarten Dörfer hatten seit der Sammlung der Truppen rings umher eine Stockung erlitten, für den

nächsten Tag jedoch war eine Hülfsleistung bei einem kranken Tagearbeiter notwendig, der unlängst bei dem Fällen eines Baumes sich schwer verletzt und Charitas, welche Annunziata begleiten sollte, hatte Juan dies mitgeteilt, in der sicheren Voraussetzung, daß es ihm gelingen werde, ihr auf dem Wege bis zur Hütte des Arbeiters zu begegnen. Und hinderte es ein neidisches Ungefähr, daß sie sich sprechen durften, war es nicht schon Genugthuung, sich im Vorübergehen zu sehen, einen Blick mit ihm austauschen zu können, der gleich dem Sonnenkusse auf winterlicher Flur die Blüten neuer Hoffnung weckte? Wie viele auch der Blüten auf weitem Felde ersterben, die Sonne lockt in nimmer müdem Schmeicheln stets neue, schönere aus der erwachenden Erde hervor, und läßt das Menschenherz nicht erst im Winter seines Lebens der letzten Hoffnung Keime widerstrebend welken?

Am Morgen des zu dem Hülfsgange bestimmten Tages war indessen zu Charitas' Schrecken in das Kloster das Gesuch getragen worden, die Aebtissin möge selbst bei dem Schwerkranken erscheinen, der, sein Ende befürchtend, ihren Beistand für seine Familie erbitten wollte, und Benedicta, die nur in Ausnahmefällen das Kloster verlassen durfte, hatte bei der Dringlichkeit des Gesuches ihr Kommen zugesagt. So

war denn Charitas genötigt gewesen, in ihrer Begleitung den Weg anzutreten, mit geheimem Herzklopfen der möglichen Begegnung mit Juan gedenkend und fast sein Ausbleiben wünschend, da sein Ungestüm ihr die Gefährdung ihres Geheimnisses fast zur Gewißheit machte.

Aber Juan war, obgleich seine Zeit durch tausend Verpflichtungen ausgefüllt, nach Empfang ihres Briefes sofort entschlossen gewesen, ihrem Rufe zu folgen und hatte pünktlich zur angegebenen Zeit die Citadelle verlassen, um vor ihr an dem bestimmten Orte zu sein. Wider seinen Wunsch hatte ihn Alexander Farnese begleitet, dem des Freundes Vorwand, das Terrain in der Umgegend erkunden zu wollen, glaubwürdig genug erschien, um sich der Forschung mit dem Eifer des Feldherrn anzuschließen. Octavio Gonzaga war der Einzige gewesen, den Juan von den Rittern seines Gefolges mitgenommen; Escovedo's Zeit erlaubte ihm den Ausflug nicht; seine Abreise hatte sich verzögert, doch sollte sie in den nächsten Tagen vor sich gehen, sobald noch einige aus Spanien und Italien erwartete Depeschen eingetroffen. Alexander Farnese mußte die Unruhe und Zerstreutheit des Freundes endlich auffällig werden und sein Scharfblick auch sehr bald entdecken, daß es nicht die zu

erweiternde Terrainkenntniß sei, welche Juan den Weg durch das Moor und die Wiesen gegen das kleine Dorf am Ausgange des Gehölzes nehmen ließ.

Doch sein Staunen wuchs, als Juan plötzlich sein Pferd zügelte und auf eine niedere Hütte deutend, die in der Nähe stand, hastig zu Gonzaga sagte: „Ich teilte Dir mit, wo ungefähr das Haus liegen müsse, in welchem der Kranke wohnt — Du erinnerst Dich?"

„Es kann der Beschreibung nach kein anderes sein, als dieses, Hoheit," erwiderte Gonzaga, einen Blick auf die bezeichnete Hütte werfend, „aber ich sehe das Fräulein nicht, das —"

„Da ist sie," rief Juan lebhaft aus, die schlanke Gestalt gewahrend, die soeben vor die Thür der Hütte trat, „Octavio, nimm mein Pferd, ich muß zu ihr."

Der Herzog von Parma näherte sich dem Prinzen. „Was hast Du denn vor, Juan? Wen willst Du sprechen?" fragte er überrascht.

„Die Novize dort, es ist die Tochter Avré's, die ich von Brüssel her kenne," antwortete Juan ungeduldig, „halte mich nicht auf."

„Aber doch jetzt nicht, wo wir Wichtigeres zu bedenken haben," wandte Parma ein, „ich verstehe nicht, was Dich erfaßt."

„Mit Charitas zu sprechen ist mir jetzt das Wichtigste," unterbrach ihn Juan, sich vom Pferde schwingend, dessen Zügel er Octavio zuwarf, „wenn ich in einem der nächsten Kämpfe mein Leben verlieren soll, will ich wenigstens nicht ohne Abschied von ihr gehen."

Er eilte davon. Farnese blickte ihm kopfschüttelnd nach.

Charitas hatte das Kommen der Reiter von dem Fenster der Hütte aus gesehen und einen unbewachten Augenblick benutzt, um die Kammer zu verlassen, wo Benedicta an dem Bette des Kranken saß. Sie fürchtete eben so sehr Juans stürmische Unbesonnenheit, wie seine schmerzliche Enttäuschung, wenn es ihm nicht gelänge, sie zu treffen. Jetzt aber stand sie vor ihm, nicht mehr der drohenden Entdeckung, nicht der fremden Männer gedenkend, die mit ihm gekommen und deren Augen sie beobachteten, glückselig nur zu ihm emporlächelnd, dessen lodernde Blicke ihre Gestalt umfaßten, wie die Arme sie zu umfassen sich sehnten, die er über der Brust verschränkt, um der Versuchung widerstehen zu können.

Es durften nur Minuten sein, die sie an der Thür der Hütte in hastigem Austausch von Frage und Antwort verbrachten, Minuten nur, die für die

neue Trennung genügen mußten, welche ihnen die nächste Zeit wieder auferlegte, das Sehnen ihrer glückverlangenden Herzen zur verzehrenden Flamme zu steigern, deren glühender Hauch, aus Juans Seele zu der ihren dringend, sie mit fremdartigem Bangen erfüllte, dann legte sich des Mädchens Hand zu neuem Abschied in die seine, er eilte hinweg, die harrenden Gefährten wieder zu erreichen.

Charitas war in Gedanken verloren auf ihrem Platze stehen geblieben, als sie plötzlich ihre Schulter von einer fremden Hand berührt fühlte.

„Wer war der Mann, mit dem Du sprachest, Charitas?"

Sie wandte sich erschreckt um, den ernsten Augen der Aebtissin zu begegnen, die unbemerkt von ihr unter die Thür getreten.

„Du schweigst," fuhr Benedicta nicht ohne Strenge fort, „soll ich mich in Dir getäuscht haben, als ich, allzu vertrauend, eine Freiheit Dir gewährte, welche Du mißbrauchtest? Er schien kein Fremder Dir, denn Du gestattetest ihm, Deine Hand in der seinen zu halten, sie sogar zu küssen."

Charitas hatte sich etwas gefaßt. „Ihr wisset, hochwürdige Mutter, daß es einen Mann giebt, dem ich diese und noch höhere Gunst gern gestatten würde,

wenn mich der Befehl der Eltern nicht in das Kloster zwänge," antwortete sie, „ich selbst gestand Euch dies vor einiger Zeit und mein Empfinden hat seitdem sich nicht gewandelt."

„Doch Du ließest mich in dem Glauben, daß er in der Ferne; Du sagtest mir nicht, wer er sei, noch wo er sich aufhielte und jetzt muß ich zu meinem Schrecken gewahren, daß er ein Ritter des spanischen Heeres ist, welches Deinem Volke, Deinem eigenen Vater vielleicht schon in den nächsten Tagen feindlich gegenüber steht."

„Es war der Feldherr selbst, Don Juan d'Austria," sprach Charitas, gelassen wie zuvor.

Ein schwacher Ausruf entglitt der Aebtissin Lippen, ihre Kniee schienen unter ihr zu wanken, sie griff mit der Hand um sich, eine Stütze zu suchen. Charitas hatte, zu Tode erschrocken, ihren Arm umklammert. „Mutter, teure Mutter, was ist Euch?" rief sie angstvoll, in das bleiche Antlitz der Aebtissin blickend.

Benedicta richtete sich langsam empor; ihre Hand drängte abwehrend das junge Mädchen zurück, welches sie umschlingen wollte.

„Beherrschung, jetzt Beherrschung," schrie ihr zuckendes Herz, sie durfte vor diesen staunenden Kinderaugen keine Schwäche zeigen.

„Ruhig, Kind," sagte sie mit einer Stimme, die seltsam von dem sonstigen weichen Klange abwich, „weshalb bist Du so beängstigt? Weißt Du nicht, daß ich seit Jahren jenes böse Leiden habe, das mich zuweilen Atem und Besinnung für eine kurze Zeit verlieren läßt? Es ist von geringer Bedeutung und ich weiß, daß man dabei zu hohem Alter gelangen kann. Komm, laß uns heimkehren. Wovon sprachest Du? Ach ja, ich sollte Dich schelten und ich werde es noch thun müssen, wenn ich Dich nicht stark genug finde, Deine thörichte Liebe zu bekämpfen. Sprich jetzt nicht zu mir, der Ton Deiner Stimme thut mir weh; morgen oder heute Abend noch sollst Du mir Alles sagen, Alles, Charitas, hörst Du? Ich erwarte, daß Du Dein Gewissen völlig vor mir entlastest, die Dir mehr als eine Mutter war."

Sie legten den Weg nach dem Kloster in tiefem Schweigen zurück; Benedicta's Augen irrten zuweilen über die Haide mit düsterem, sehnsuchtsvollem Blicke; suchte sie aus der Ferne des jungen Reiters Gestalt noch zu entdecken, der, einer Erscheinung gleich, wenige Minuten zuvor aufgetaucht, um ihr zu entschwinden, bevor sie seine Züge noch zu unterscheiden vermocht, nach deren Anblick ihr Herz so oft verlangt, bis die ewig nagende Sehnsucht es fast gebrochen?

Hatte sie nicht namenlose Qual erlitten in den langen Monden, seit sie ihn in ihrer Nähe wußte, ihn, den sie nicht kennen durfte, kennen sollte, die von ihm tiefste Achtung, tiefste Liebe zu fordern gehabt? Hatte sie nicht in schlaflos durchwachten Nächten über tausendfachen Plänen gegrübelt, die es ihr ermöglichen konnten, einmal nur des Sohnes Antlitz zu erblicken, das sie in ihren Träumen beständig vor sich zu sehen meinte, bis die Züge, die sie ihm zu geben trachtete, zerflossen, da kein einziger derselben in der Erinnerung an den Lebenden sich spiegelte? Und dennoch, dennoch hatten auch seine Gedanken die Räume belebt, in welchen sie waltete und litt, aber nicht zu ihr waren sie sehnend geeilt, sie hatten in heißem Liebesverlangen das blühende Kind gesucht, das stumm und in sich gekehrt an ihrer Seite schritt und das, trotz allen Schmerzes, die Seligkeit empfand, ihm etwas sein zu dürfen, während sie, die heiligere Rechte an ihn besaß, ihm eine Fremde bleiben mußte.

Das Kloster war erreicht; die Aebtissin schritt an den sie ehrerbietig begrüßenden Nonnen mit leichtem Neigen des Kopfes vorbei; kein Zug ihres unbewegten Antlitzes verriet ihres Inneren Pein; sie vermochte es über sich, den Tagesbericht der Schwestern mit

der gleichen äußeren Ruhe entgegen zu nehmen, wie sie jeden Tag seit langen Jahren es zu thun gewohnt und die Befehle für den nächstfolgenden zu erteilen. Sie nahm ihren Platz in der Kapelle ein, wie sonst, als die Glocken zur Vesper läuteten und den Platz an der Tafel des Refectoriums, als die Stunde der Abendmahlzeit schlug; sie sprach zu den Schwestern in der milden ernsten Weise, die man an ihr nicht anders kannte und erst, als alle Ansprüche dieses endlosen Tages erfüllt und sie den Weg in ihre eigene Zelle angetreten, rief sie Charitas an ihre Seite, um die verlangte Beichte von ihr entgegen zu nehmen. Trieb sie allein die Pflicht der Oberin dieses Hauses, die über der Schutzbefohlenen Vergehen zu richten berufen? Sie preßte ihre Finger um das Kreuz auf ihrer Brust, das Zeichen ihrer Würde, wie es das ihrer Prüfung war; nein, nein, mehr als die Pflicht trieb sie das tödtliche Verlangen von dem Sohne zu hören, über den niemals genügende Kunde, wie es ihr erschien — zu ihr gedrungen, von Charitas' Lippen die Schilderung des Fernen zu vernehmen, der in der Verklärung ihrer Liebe die Gestalt gewonnen, wie sie der Mutter stolzes Hoffen vor sich erstehen sah. Benedicta hatte es seit Charitas' Rückkehr vermieden von Juan zu sprechen, aus Furcht, es könne eine

ihrer Fragen eine Anteilnahme verraten, welche des Mädchens Befremden erweckte und Charitas hatte aus einem ähnlichen Grunde nicht gewagt, ihr die Erlebnisse zu berichten, die seinem Erscheinen in Brüssel gefolgt. Heute endlich mußte sie dem Befehle Gehorsam leisten, den die Aebtissin an sie richtete und es überraschte sie einigermaßen, daß derselbe in so milder Form an sie erging. Vielleicht hatte Benedicta dennoch Mitleid mit ihrem jungen sehnenden Herzen, vielleicht begriff sie ihren Schmerz, um ihr die strengen Vorwürfe zu erlassen, die sie — ach, sie wußte es ja — nur zu sehr verdient.

So, von der Güte und Nachsicht ihrer Richterin bezwungen, begann sie rückhaltslos ihr von den Ereignissen zu erzählen, die einen so nachhaltigen Einfluß auf ihr inneres Leben ausgeübt, um es in Bahnen zu lenken, welche von den strenge vorgezeichneten weit abwichen und ihr das Opfer, welches man ihr auferlegt, zu einer That der Verzweiflung zu gestalten, die selbst die dumpfe Ergebung eines ganzen Menschenlebens nicht mehr zu überwinden vermag.

Sie sprach von jenem Feste des Einzuges, dem sie, wider ihrer Eltern Wissen, von unbezwinglichem Verlangen getrieben, beigewohnt, von ihrer Stiefmutter Auftrag in der Kirche von St. Gudula dem Fürsten

jene erste Warnung zu überbringen, von dem Abendfeste in ihres Vaters Hause, da er sie um einen Tanz gebeten und der Begegnung im Garten, als er durch einen Zufall bei ihr die Goldmünze entdeckend, welche er in Unkenntniß ihr gegeben, den Dank ihr auszusprechen gewagt, den er dem fremden und jetzt von ihm erkannten Boten schuldete.

Charitas stockte, als sie bis zu diesem Punkte ihrer Erzählung angelangt; was jetzt folgte — durfte sie es Benedicta gestehen, ohne einen Verrat an dem zu begehen, das nicht ihr Geheimniß war? Aber die Aebtissin schien in Gedanken versunken eine Fortsetzung ihrer Beichte nicht mehr zu begehren.

„Hast Du die Münze noch, die er Dir gab?" fragte sie endlich emporfahrend.

Das Mädchen zog errötend die Kette hervor, die sie unter ihrem Kleide trug. „Verzeihet mir," hauchte sie, „ich konnte mich nicht von ihr trennen."

Benedicta antwortete nicht; ihre Finger griffen hastig nach der Münze, auf der ihre Blicke wie verloren ruhten.

„Der 24. Februar," murmelte sie vor sich hin, „es ist der Tag, an dem er einst geboren ward."

„Er sagte es mir, als er die Inschrift erklärte," sprach Charitas, die in der eigenen Aufregung nicht

beachtete, daß Benedicta um den Tag der Geburt Juans wußte.

Die Aebtissin ließ die Hand, welche die Münze hielt, in den Schooß sinken. „Wie oft sahest Du ihn, seit er in Namur ist?"

„Nur wenige Male," antwortete Charitas, die Augen schüchtern zu der Aebtissin erhebend, „o, wüßtet Ihr, wie schwer es mir geworden ist, Euch dies zu verbergen."

„Wer war zugegen, als Du ihn sprachest?"

„Mit Ausnahme der heutigen Begegnung jedesmal Don Escovedo, einmal auch Schwester Annunziata."

„Und wenn er verlangte Dich wiederzusehen, würdest Du seinem Rufe folgen, obgleich Du weißt, welche Strafe die Novize dieses Ordens dafür trifft?"

Charitas senkte ihr Haupt. „Legt mir die Strafe auf, welche Ihr hart genug für mich findet," murmelte sie, „doch verlangt nicht von mir, daß ich Eurer Frage antworte."

Die Aebtissin zauderte; sie war sich bewußt, daß sie in der That Charitas eine strenge Buße auferlegen müsse und schreckte doch davor zurück, das Mädchen für ein Vergehen zu bestrafen, das in der Liebe zu ihm wurzelte, den sie mit anderer Liebe und doch gleich tief und innig liebte.

„Gehe in Deine Zelle, Charitas," sprach sie endlich mit Anstrengung, „es ist genug der heutigen Erregung; das Maß Deiner Strafe sollst Du morgen erfahren; bis dahin mühe Dich zur Erkenntniß Deines Fehlers zu gelangen, um Dich ihr in Ergebung zu unterwerfen."

Zweites Kapitel.

Der nächste Tag brachte Charitas die gedrohte Strafe noch nicht; er versetzte mit seinen neuen wichtigen Ereignissen in der Außenwelt die Bewohnerinnen von St. Fleuret in eine so fieberhafte Spannung, daß Benedicta genötigt war, ihre Zeit, wie ihre volle Aufmerksamkeit den Ordensschwestern zu widmen, welche in fassungslosem Schrecken die stets willensstarke Oberin umgaben. Es war dies der Tag des 31. Januar, an welchem jener erste Kampf in der Ebene von Gemblours stattfand, der die ständischen Truppen dem bisherigen Regenten als Feinde gegenüber führte.

Schon in früher Morgenstunde hatten die Nonnen vom Turmfenster aus die Züge der Truppen mit Unruhe und wachsender Sorge beobachtet. Doch jäher Schrecken ergriff fast Alle, als aus der Ferne das Knattern der hinter einander fallenden Schüsse den

Ausbruch eines Kampfes verkündete, von dem nicht abzusehen war, zu wessen Gunsten er sich entscheiden werde. Die Salesianerinnen drangen in die Aebtissin mit ihnen gemeinsam um den Sieg der Waffen ihres Volkes zu flehen und es erregte ihr Befremden, als Benedicta es in kurzen Worten verweigerte.

„Die Besorgniß ist übertrieben," sagte sie mit jener Kälte, die man erst in der letzten Zeit an ihr zuweilen wahrgenommen, „wer sich zu einem Gebete gedrängt fühlt, mag es in stiller Zelle thun. Noch weiß von uns nicht Eine, ob jenes Treffen, dessen Lärm uns erreicht, von Bedeutung sei."

Sie verließ den Kreis der aufgeregten Nonnen und begab sich in ihre Zelle, wo sie wie gebrochen auf den nächsten Sessel niedersank.

„Ich soll für Deiner Feinde Sieg, für Deinen Untergang flehen, mein Sohn," flüsterte sie, „und weiß, daß ich mein eigen Herzblut opfern würde, Dir den Sieg zu verschaffen, der vielleicht meines Landes Verderben ist."

Die Thür ihrer Zelle wurde hastig aufgerissen; ohne Gruß, ohne Frage um Erlaubniß stürzte Charitas herein. „Mutter," rief sie außer sich, „habt Ihr es denn gehört? Die spanischen Truppen sind mit den

ständischen in Kampf geraten; bis hierher kann man den Lärm der Waffen, die Rufe der Führer vernehmen, es scheint, als ob sie sich dem Kloster nahen."

„Ich weiß es, Charitas, wie kannst Du so hereinstürmen?" erwiderte Benedicta mit der gleichen Kälte, die sie den Worten der Ordensschwestern entgegengesetzt. „Ist Dir, gleich den Uebrigen, bange um Dein Leben, Deine Sicherheit?"

Charitas hatte sich der Aebtissin zu Füßen geworfen und ihr Antlitz an die Kniee der mütterlichen Frau gedrückt. „Könnt Ihr glauben, daß ich an mich denke in dieser Stunde?" fragte sie leise. „Wisset Ihr nicht, daß er sich an der Spitze Jener befindet, die dort kämpfen?"

Ob Benedicta es wußte? Sie hatte, seit der erste Schuß gefallen, keinen anderen Gedanken gehabt, als diesen.

„Schwester Misericordias stellte an mich das Verlangen, mit den Anderen für den Sieg der Unseren zu beten," fuhr Charitas schaudernd fort. „Ich flüchtete zu Euch; Ihr werdet mich davor beschützen, dem Ansinnen Folge zu leisten."

Die Aebtissin streichelte, fast ohne zu wissen, was sie that, des Mädchens glühende Wangen; wie am gestrigen Tage kam es über sie gleich einem Gefühle

schmerzlichen Neides, als sie in die thränenschimmerden Augen des jungen Geschöpfes sah; glückliches Kind! Sie durfte es aussprechen, daß sie um ihn bangte, um ihn litt; sie durfte Teilnahme heischen von ihr, die durch keinen Blick, durch keine Bewegung verraten durfte, mit welch' bebender Angst auch sie dem Ergebnisse des Kampfes entgegen sah, der vielleicht für immer über das Geschick Juans entschied. Aber während die großen, hülfesuchenden Augen auf ihr ruhten, in den ihren Trost und Mitleid zu lesen, kehrte die Erinnerung an die Pflicht zurück, welche sie diesem Mädchen gegenüber auf sich genommen; sie empfand, daß sie ihr nicht nachgeben, ihr nicht gestatten dürfe, stets von Neuem ihren Gefühlen schrankenlose Gewalt über sich einzuräumen.

„Mein Kind," sagte sie ernst, „ich werde Dich nicht zwingen, an einem Gebete teilzunehmen, dem Deine Seele widerstrebt, doch hast Du es vergessen, daß Du eine Niederländerin und daß Dein Herz, gleich den Anderen, den Sieg der Deinen wünschen sollte?"

Charitas warf unwillig den Kopf zurück. „Was kümmert mich der Streit der Völker?" rief sie leidenschaftlich aus. „Was frage ich danach, welchem Lande er entstammt? In ihm verkörpert sich für mich die

Welt; sein Wünschen und sein Hoffen ist das meine, wie seine Feinde auch die meinen sein würden."

„Du redest irre, Charitas," unterbrach sie Benedicta, so strenge sie es konnte, „Dein eigener Vater, Dein Oheim sind unter ihnen, die Du Deine Feinde nennst."

„O, sie verließen und verrieten ihn auch, als das Glück sich von ihm wandte," rief Charitas, „erinnert mich nicht an das Unrecht, das sie ihm zufügten."

Benedicta schwieg; es war schwer auf diese Anklage des erregten Mädchens eine Erwiderung zu finden, um so mehr, da die Aebtissin den Vorwurf teilte, den Charitas soeben ausgesprochen.

Durch die Stille, welche zwischen ihnen entstanden, hörte man jetzt deutlicher als zuvor das Getümmel des Kampfes, der sich gegen die Ebene zu wälzen schien, jetzt auch das Nahen eilender Rosseshufe auf dem festgefrorenen Boden der umliegenden Felder.

Charitas sprang empor und eilte an das Fenster. „Was ist geschehen?" rief sie händeringend. „Ein Trupp spanischer Reiter sprengt auf das Kloster zu — sie kommen hierher — an ihrer Spitze ist der Ritter von Gonzaga."

Sie wandte sich zur Thür; Benedicta, selbst an

allen Gliedern zitternd, hielt sie zurück. „Du bleibst, Charitas," gebot sie kurz, „was auch sich ereignet haben möge, es ist Dein Amt nicht, dem nachzuforschen. Ich werde hinuntergehen, nach dem Begehr der Kriegsleute zu fragen."

Der Schall des eisernen Klopfers an der Klosterpforte ließ sich ungestüm vernehmen und beflügelte die Schritte der Hinabeilenden, die, ihrer Sinne kaum mächtig, den weiten Hof durchmaß, welcher die Nebengebäude des Klosters umgab. Das äußere Thor war noch nicht geöffnet; die Schwester Pförtnerin unterhandelte schreckensbleich durch das Schiebefenster mit dem Führer der Soldaten, von welchen sie mindestens eine Plünderung des Klosters befürchtete. Benedicta's Stimme unterbrach den Wortwechsel.

„Oeffne sofort das Thor, Schwester Fides; ich will mit dem Ritter sprechen."

Der Thorflügel bewegte sich knarrend in seinen Angeln; Benedicta's hohe Gestalt trat festen Schrittes auf den Führer des Heerhaufens zu.

„Ich bin die Aebtissin von St. Fleuret," sprach sie zu Gonzaga, „wollet mir sagen, Herr Ritter, was Euer Begehr."

Octavio neigte ehrerbietig sein Haupt. „Vergebt den Ueberfall, hochwürdige Frau," erwiderte er, „es

gebietet uns die Notwendigkeit, das Kloster und die umliegenden Gebäude zu besetzen. Die ständischen Truppen, die wir im Kampfe geworfen, sind auf der Flucht hierher; wir müssen ihnen den Rückweg und zugleich die Möglichkeit abschneiden, von diesem Orte Besitz zu nehmen."

„St. Fleuret ist ein Frauenkloster," entgegnete die Aebtissin, „ich bitte Euch, dessen zu gedenken, wenn Eure Truppen hier eindringen wollen."

„Es wird Euch und den Euren von den Truppen Don Juans keinerlei Kränkung geschehen," war Gonzaga's Antwort, „sie wissen, was sie Eurem heiligen Gewande schuldig sind. Entschließet Euch, hochwürdige Frau, Seiner Hoheit Befehl muß ich gehorchen und es würde mir leid sein, mit Gewalt den Eingang zu erzwingen."

Benedicta winkte mit der Hand, das Thor völlig zu öffnen. „Thut, was Eure Pflicht gebietet, Herr Ritter," sagte sie gelassen, „ich stelle mit den Meinen mich unter Euren Schutz."

Sie trat zurück, den hereinstürmenden Reitern Raum zu geben, die in wenigen Sekunden den weiten Klosterhof in ein Feldlager verwandelten und die sämmtlichen Wirtschaftsgebäude gegen ein Andringen des ständischen Heeres besetzt hielten. Das

Kloster war das einzige größere Gebäude in der Ebene, auf welcher der Kampf stattgefunden und die Befürchtung lag daher nahe, daß ein Teil der feindlichen Truppen auf ihrem Rückzuge gegen Gemblours sich nach St. Fleuret wenden werde, um von dort aus noch einen letzten Widerstand zu versuchen. Doch der Ungestüm, mit welchem sich die Spanier auf die ihnen verhaßten Niederländer geworfen, war heftig genug gewesen, um ihre Schlachtordnung sofort zu sprengen; die Reiterei, durch den plötzlichen Ansturm gedrängt und in Unordnung gebracht, stürzte auf das eigene Fußvolk, das aus ungeübten und kürzlich erst geworbenen Soldaten bestehend, seine Reihen zu lösen begann. Vergebens war es, daß der junge Egmont die zersprengten Reiter wieder zu sammeln suchte, vergebens Anton Goignies verzweifelte Anstrengung, die Regimenter noch einmal zum Stehen zu bringen, vergebens endlich auch das Bemühen des Marquis von Montigny sich in den Höfen und Gärten festzusetzen, die gegen Gemblours zu lagen; der Schrecken über die Wut der einstigen Soldaten Alba's, die, von wildem Rachedurst erfüllt, in diesem ersten Kampfe den Hohn zu strafen suchten, mit welchem ihre heutigen Gegner ihre Entfernung aus den Niederlanden begrüßt, war zu mächtig, um diese fliehenden, verwirrten

Schaaren noch einmal in Kampfesordnung zu zwingen. In kopflosem Durcheinander suchte Alles sich zu retten, Gepäck und Geschütz, sowie sechsunddreißig Fahnen und viertausend Gefangene, unter welchen Goignies selbst sich befand, in den Händen der siegenden Spanier zurücklassend.

Bei St. Fleuret war es gleichfalls nicht mehr zum Gefechte gekommen; die ständischen Truppen hatten, die Besetzung des Klosters gewahrend, unaufhaltsam ihren Weg weiter nach Brabant verfolgt; Gemblours ergab sich, ohne Widerstand zu leisten, an Don Juan, der, nach Abnahme ihres Schwures, die Besatzung entließ.

In dem Kloster wich die Aufregung des Tages einem Gefühle größerer Sicherheit; die geängstigten Nonnen wagten es, ihre Zellen wieder zu verlassen und mit halb staunenden, halb neugierigen Augen sich von ferne die im Hofe befindlichen Truppen anzuschauen. Zu Benedicta hatte sich Octavio Gonzaga begeben, sie über den Ausgang der Schlacht zu unterrichten; als er ihr mitgeteilt, daß der Sieg auf Juans Seite gewesen, war es wie ein tiefer Seufzer aus ihrer Brust gestiegen.

„Ich beklage es, hochwürdige Frau, Euch Ueberbringer einer Nachricht sein zu müssen, die als Nieder-

länderin Euch schmerzen muß," fügte Octavio hinzu, „um so mehr, da ich zu der weiteren Bitte an Euch gezwungen bin, den hier weilenden Truppen für diese Nacht noch Obdach zu gestatten und die Verwundeten bei Euch aufzunehmen, deren Ueberführung nach Namur heute nicht mehr möglich ist. Es sind Eure eigenen Landsleute darunter; dies wird Euch die Gewährung meiner Bitte erleichtern."

„Die Pflicht unseres Ordens gebietet uns Wunden zu heilen, gleichviel, von wem sie geschlagen wurden und wer sie empfing," erwiderte Benedicta, „lasset Eure Verwundeten hierher bringen, es soll sorgsame Pflege ihnen zu Teil werden."

Octavio verneigte sich. „Seine Hoheit wird Euch besser als ich den Dank auszusprechen vermögen, der Euch, edle Frau, gebührt."

Er bemerkte, daß sie bei seinen letzten Worten die Farbe wechselte, doch sie erwiderte nichts mehr; mit leichtem Neigen des Hauptes verabschiedete sie ihn, der mit achtungsvollem Gruße ihr Gemach verließ, um zu seinen Soldaten zurückzukehren. Als Octavio jedoch den langen Corridor durchschritt, der zu der Treppe führte, kam aus einer der zu beiden Seiten befindlichen Thüren eine helle Gestalt ihm entgegen geflogen; er erkannte in dem Halbdunkel des

Ganges die Tochter des Marquis d'Avré, die er am verflossenen Nachmittage in der Tracht der Novizen von St. Fleuret wieder erblickt.

„Graf Gonzaga, um der Heiligen willen, sagt mir, wie der Kampf in der Ebene geendet," flüsterte sie ihm zu.

„Mit dem völligen Siege der Unseren, edles Fräulein," antwortete Octavio, „die ständischen Truppen hatten, als ich mich hierher begab, bereits fliehend das Feld geräumt."

„Gott sei gelobt!"

Der Dankesruf kam, einem Schluchzen gleich, aus hrer Brust; sie schlang die Hände in einander, als wolle sie jedes fernere Wort ersticken, während ihre Augen dennoch in stummer Frage auf Octavio ruhten.

Es hätte nicht der gestrigen Begegnung für ihn bedurft, um ihn erraten zu lassen, welcher Gedanke es sei, der sie jetzt bewegte und von dem Wunsche beseelt, ihres Herzens Angst zu beruhigen, wagte er hr zuzuflüstern: „Seid außer Sorge um Seine Hoheit, holdes Fräulein, er ist unversehrt geblieben und es ist möglich, daß er morgen hierher kommt, um die Verwundeten zu besuchen, welche wir der Pflege der Schwestern von St. Fleuret anvertrauen werden."

Die schlürfenden Schritte zweier Nonnen nahten sich von der Treppe her; mit einem Blicke heißen Dankes wandte Charitas sich von Octavio, um schnell, wie sie erschienen, in ihre Zelle zurückzukehren.

Noch vor Einbrechen der Nacht verließ ein Teil der Soldaten St. Fleuret wieder, nachdem auf Befehl Benedicta's ein reichliches Mahl sie nach den Anstrengungen des Tages gestärkt; unter der Aebtissin Leitung wurden die Wirtschaftsgebäude des Klosters zu der Aufnahme der Verwundeten in Bereitschaft gesetzt und sie legte selbst Hand mit an, um das Notwendige herzurichten. Die Verluste waren auf spanischer Seite geringer gewesen, als unter den ständischen Truppen und es gereichte den Nonnen der heiligen Salesia zu einiger Genugthuung, daß die Zahl der eigenen Landsleute die größere, welche unter ihre Pflege gestellt wurde.

Charitas hatte schüchtern um die Erlaubniß gebeten an dem Werke hülfreicher Barmherzigkeit teilnehmen zu dürfen und sie war ihr von der Aebtissin nach einigem Zögern erteilt worden. Benedicta befand sich der Novize gegenüber in einem bedrückenden Kampfe zwischen Mitleid und Pflicht, doch das erstere hatte auch diesmal den Sieg gewonnen; weshalb sollte

sie Charitas die Pflege der Verwundeten nicht gestatten, die in nicht zu ferner Zeit zu den Erfordernissen ihres Berufes gehörte? Selbst wenn die Hoffnung Juan dort wiederzusehen, sie an die Lagerstätten seiner Soldaten trieb, die es gewohnt waren, daß der Feldherr sie besuchte, es konnte unter ihren Augen keine Unterredung zwischen Beiden stattfinden und sie war entschlossen, Charitas nicht von ihrer Seite zu lassen, so lange sich ein einziger der Verwundeten noch unter ihrer Obhut befand.

Der Morgen des folgenden Tages verging den Nonnen von St. Fleuret in ungewohnter Thätigkeit; so viel hatte es in Küche, Vorratskammer und Laboratorium niemals noch zu schaffen gegeben, so lange sie das Kloster bewohnten, als heute, wo es für das Hospital Stärkung und Heilmittel herzustellen gab. Der Aebtissin Eifer schien sich allen Uebrigen mitzuteilen; man sah Benedicta unermüdlich durch die Räume schreiten, welche sie für die Verwundeten eingerichtet, dort Anordnung, hier ein tröstend Wort spendend, oder mit dem Feldscheer Rates pflegend, welcher die Soldaten begleitet und im Stillen die medizinischen Kenntnisse und die vielseitige Erfahrung der heiligen Frau bewunderte.

Sie war soeben im Begriffe mit Charitas in

das Kloster zurückzukehren, als der Fuß des Mädchens plötzlich stockte; sie umklammerte der Aebtissin Arm.

„Sehet Ihr drüben die Reiter nahen?“ fragte sie erbebend, indem sie durch den offenen Thorflügel in die Ferne deutete. „Jene weiße Helmzier dort, es ist die seine.“

Auch Benedicta hatte den Reitertrupp gewahrt; ihre eiskalte Hand legte sich auf die des Mädchens.

„Ruhig, Charitas, ruhig, Kind,“ sprach sie, sich beherrschend, „wenn er es wirklich, der dort naht, erinnere Dich, was Du mir und Dir selbst schuldig bist.“

Sie ging, ohne sich umzuwenden, in das Haus, um in den Wirtschaftsräumen desselben an die dort beschäftigten Schwestern einige Befehle zu erteilen.

In dem Hofe war unterdessen Juan mit seinem Gefolge angelangt, das aus Octavio Gonzaga, dem Grafen Barlaimont, Hendrik d'Avré und einigen anderen Rittern bestand. Eine seltsame Bewegung bemächtigte sich seiner, als er sich in den Mauern sah, die auch sie umschlossen, bei der seine Sehnsucht so oft weilte, doch sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, winkte er Hendrik d'Avré, um ihn zu beauftragen seinen Besuch der Aebtissin zu melden. Einige Minuten später stand im Sprechsaale des Klosters Benedicta Don Juan gegenüber.

Keine Muskel ihres ernsten Angesichtes zuckte, als sie, seinen Gruß erwidernd, langsam ihr Haupt neigte; nur ihre Augen hafteten auf seinem Antlitz mit seltsam leuchtendem Blicke und er wußte nicht, was es war, das ihn aus den Augen dieser unbekannten Frau bis in das innerste Herz zu treffen schien, was aus ihnen zu ihm sprach, seine Seele mit vertrautem Klange zu berühren, als habe er jene Frau nicht erst in diesem Momente gesehen, als müsse er sich auf ihr Antlitz zu erinnern suchen, obwohl er sich bewußt, daß er ihr nie zuvor begegnet.

„Ich kam Euch meinen Dank auszusprechen, hochwürdige Frau," begann er, als die Aebtissin schwieg, „daß Ihr den Verwundeten meines Heeres Unterkunft und Pflege gewährtet und dieser Dank ist um so aufrichtiger, da ich mir sagen mußte, daß ich mit Solchem mehr verlangte, als ich durfte."

„Nicht, als Ihr durftet, Hoheit," erwiderte Benedicta mild, „die Dienerinnen der heiligen Salesia sind verpflichtet, die Pflege Kranker und Verwundeter ohne Unterschied des Landes, dem sie entstammen, noch des Bekenntnisses, welchem sie angehören, an Jedermann zu üben, der ihrer bedarf."

„Es ward mir dieses berichtet, doch mit dem Zusatze, daß die heilige Frau, welche sie ihre Oberin

nennen, den Ordensschwestern hierzu das Beispiel gab," sprach Juan mit Wärme.

Benedicta's ausdrucksvolle Augen trafen abermals die seinen mit jenem leuchtenden Blicke, der ihn befremdet, als er vor sie trat; so hatte er von ihr bereits vernommen; er hatte es gelernt, Achtung vor ihr zu empfinden, ohne sie zu kennen; sie, die seinem Leben niemals etwas hatte sein dürfen — sie empfand es mit wehmutsvoller Freude, war ihm keine Fremde mehr.

„Das Vorbild dessen, der des Samariters Werk als Beispiel höchster Menschenliebe uns gegeben, ist es, das die Schwestern von St. Fleuret zur Nachahmung aneifert," entgegnete sie, „Ew. Hoheit überschätzt das Verdienst Derjenigen, die sich den Geringsten Ihrer nur beizählen darf, welche sich seine Dienerinnen nennen. Wollet denn Euch überzeugen, ob man ausreichend für Eure Soldaten gesorgt, mein Prinz, und mir gestatten, daß ich Euch geleite."

Juan verneigte sich. „Ich gedachte selbst, Euch um die Ehre zu bitten, meine Führerin zu sein, hochwürdige Frau," sagte er. „Meine Soldaten sind daran gewöhnt, daß ich nach beendeter Schlacht die Verwundeten aufsuche."

Die Aebtissin öffnete die Thür und schritt an

seiner Seite durch den Klostergang zu dem Gebäude, welches man in ein Hospital umgewandelt. Sie erklärte auf Juans Befragen ihm die verschiedenen Räume, durch welche ihr Weg sie führte, und richtete einige Gegenfragen an ihn, vielleicht nur, um das Glück zu genießen, seine Stimme hören zu dürfen, deren Wohlklange sie mit geheimem Entzücken lauschte. Das Hospital war erreicht; mit dem Feldherrn trat sie an die Lagerstätten der Verwundeten; jedem Einzigen der dort Befindlichen wußte er ein freundlich Wort zu sagen; lächelnd überließ er seine Hand Diesem und Jenem seiner bevorzugtesten Krieger zum Kusse. Wie sie ihn doch Alle liebten, diese wetterharten, teils ergrauten Männer! Benedicta's Herz durchzuckte ein Empfinden stolzen Glückes; ja, er war es, den sie in dem so frühe Entrissenen stets zu finden gehofft; ihre verborgene Mutterzärtlichkeit hatte nicht eine der Eigenschaften zu erhöhen gewußt, welche sie jetzt nicht an ihm zu entdecken meinte, der, ein Abbild edelster Männlichkeit, vor ihr stand.

Die Lagerreihen der spanischen und wallonischen Soldaten, welche zu Juans Truppen gehörten, waren durchschritten; der Fürst wandte sich zu den von ihm besiegten Niederländern; Benedicta folgte ihm auch hier, aber während er mit einigen der Verwundeten

sprach, konnte es ihr nicht entgehen, daß eine gewisse Unruhe sich seiner zu bemächtigen begann.

Sie bemerkte den suchenden Blick, mit dem er zuweilen durch die Fenster des Gebäudes das gegenüberliegende Kloster streifte und sie ahnte, was es sei, das ihn bewegte: es hatte ohne Zweifel nicht allein die Teilnahme für seine Soldaten, sondern auch die Hoffnung ihn hierher geführt, Charitas wiederzusehen. In Benedicta's Innerem erhob sich jener stechende Schmerz, den uns die Eifersucht um ein geliebtes Wesen bereitet; das junge Geschöpf, dem seine Neigung gehörte, mußte es auch jetzt den kargen Anteil ihr rauben, den das Geschick zum ersten, ach! und vielleicht zum letzten Male ihr an diesem Sohne gönnte? Die Gedanken von ihr lenken, die nur halb noch bei der fremden Frau weilten, während sein Verlangen nach Jener rief, die er wenige Schritte von sich entfernt, seiner Sehnsucht unerreichbar, wußte?

Was sie unter anderen Verhältnissen ihm gewährt haben würde, in dieser Stunde erschien es ihr unmöglich; nein, sie wollte Charitas nicht rufen lassen, um die kurzen Minuten ihr zu opfern, die Juan in ihrer Nähe bleiben durfte.

Langsam wandte sie sich mit ihm nach dem Ausgange des Hauses zurück. „Ew. Hoheit hegt den

Wunsch, an einem der nächsten Tage wiederzukommen?“ fragte sie ungewiß.

„Es ist leider unausführbar, hochwürdige Frau,“ antwortete er, „die Notwendigkeit zwingt mich, die errungenen Vorteile weiter zu verfolgen; in der Frühe des morgenden Tages rücke ich mit meinen Truppen aus, um mich einiger fester Plätze in der Umgegend zu versichern. Ich darf Euren Landsleuten nicht Zeit gönnen, mich nach der erlittenen Niederlage mit verstärkter Kriegsmacht zu überfallen.“

„Euer Haß gegen mein Volk ist begreiflich,“ sprach die Aebtissin, „sie vergalten Euren redlichen Willen mit Ungehorsam und Verfolgung, ich konnte nicht anders, als dies auf das Tiefste beklagen.“

„Euer Volk als solches habe ich nie gehaßt,“ erwiderte Juan, „mein Zorn und mein Rachebegehren gilt allein Denjenigen, welche es mir zur Unmöglichkeit machten, für die Euren das zu thun, was ich gelobt. Ich kam warmen Herzens in ein Land, welches mein Vater als seine Heimat liebte.“

Benedicta schien mit einer Frage zu kämpfen, die auszusprechen ihr schwer fiel. „Ihr habt Euren großen Vater nie gesehen?“ sagte sie endlich halblaut.

„Doch, hochwürdige Frau; in San Juste ge-

stattete er mir täglich um ihn zu sein und ich durfte oftmals ihm als Page dienen."

Sie wagte das Gespräch nicht fortzusetzen; mit einer gleichgültigen Bemerkung wollte sie dasselbe auf einen andern Gegenstand lenken, als sie plötzlich sein Antlitz wie in unverhoffter Freude aufstrahlen sah. Er hatte in dem Vorraume des Klosters, wo sie einer Nonne bei dem Füllen verschiedener Körbe behülflich war, Charitas entdeckt.

Auch sie hatte ihn gesehen, doch in der gewissen Voraussetzung, daß sie sich nicht zeigen dürfe, ihr errötendes Antlitz über ihre Arbeit gebeugt. Aber Juan war nicht Willens das Kloster zu verlassen, ohne wenigstens einen Gruß mit der Geliebten gewechselt zu haben; rasch entschlossen wandte er sich an die Aebtissin.

„Ich bemerke dort drüben die Tochter des Marquis d'Avré, in dessen Hause ich in Brüssel häufig verkehrte," sagte er unbefangen, „gestattet Ihr, daß ich ein Wort an sie richte?"

„Mein Prinz, es ist den Novizen unseres Ordens nicht erlaubt, mit anderen Männern zu sprechen, als ihrem Beichtvater und den Kranken, welche man zu pflegen ihnen eingeräumt," war die gemessene Antwort.

In Juans Augen begann es zu glühen; seine

Ungeduld das erstrebte Ziel zu erreichen schien im Begriffe zu sein, die Schranken hergebrachter Formen zu sprengen. Ehe er jedoch noch Zeit hatte eine rasche Antwort zu geben, trat Octavio Gonzaga zu dem Feldherrn.

„Seine fürstliche Gnaden, der Herzog von Parma, naht soeben," meldete er.

Juan schritt zur Pforte, den Hereinsprengenden zu begrüßen. Alexander Farnese kam, dem Freunde mitzutheilen, daß er gesonnen, noch an demselben Tage mit Barlaimonts Truppen Namur zu verlassen, um die Eroberung des Kastells von Sichenen zu unternehmen und hierzu des Oberfeldherrn Ansicht einholen wolle.

Juan war mit dem Plane einverstanden, zögerte jedoch, trotz Alexanders Drängen noch, den Befehl zu geben, sein Pferd vorzuführen, um den Freund zur Stadt zurückzubegleiten. Fast heftig ergriff er endlich Farnese's Arm, um ihn zu der Aebtissin zu führen, welche unter der Thür des Hospitales stehen geblieben.

„Der Herzog von Parma, mein Waffengefährte seit der Jugendzeit, wünscht Euch, gleich mir, für Eure Güte zu danken, hochwürdige Frau," sprach er, „lasset mich jedoch an derselben nicht zweifeln lernen,

indem Ihr mir die Bitte verweigert, die ich vorhin an Euch richtete."

Sein Ton war, trotz der höflichen Rede, kälter als zuvor und seine Lippen zitterten; er zürnte ihr, ging es durch Benedicta's Seele, er würde auch das Wenige ihr entziehen, das sie von seinem Empfinden zu besitzen glaubte, wenn sie ihr Verbot erneuerte. Unfähig diesen Gedanken zu ertragen, erhob sie ihr Angesicht.

„Da Ew. Hoheit auf dem Wunsche besteht, will ich eine Ausnahme gestatten," sagte sie gleichfalls kühl, „ich setze voraus, daß es nur um wenige Minuten sich handle, die Ihr der Novize Charitas zu widmen vorhabt."

„Nur wenige Minuten, seid dessen versichert," erwiderte Juan sich abwendend, um hastigen Schrittes in den Vorderraum zu eilen, wo Charitas soeben den letzten der Körbe mit Vorräten für die Verwundeten gefüllt.

Annunziata und eine Laienschwester standen neben ihr und obgleich Juan geneigt war, die beiden harmlosen Wesen zu verwünschen, welche so zur Unzeit ihm ihre Gegenwart aufdrängten, sah er doch keine Möglichkeit, anders als unter ihren weit offenen, staunenden Augen der Geliebten sich zu nahen.

„Ich komme, mir die Versicherung zu holen, daß Ihr gestern mein gedachtet, Charitas," sagte er in spanischer Sprache, welche das Mädchen, wie er wußte, verstand, „und habe mir die Erlaubniß, Euch dies zu fragen, von Eurer Aebtissin abringen müssen. War Euer Herz bei mir in dem gestrigen Kampfe und hat es mir den Sieg erfleht, den ich über die Euren errang?"

„Lasset mich glauben, daß meine Gebete dazu beitrugen, Euch zum Siege zu helfen," antwortete Charitas in dem gebrochenen Spanisch, das er von ihren Lippen so gern hörte, „wüßtet Ihr, wie sehr ich um Euch sorgte und litt!"

„Die Gefahr war geringer, als ich selbst voraussetzte," sprach er, „doch auch von den Führern, die gegen uns kämpften, ist nicht Einer gefallen oder ernstlich verwundet worden. Ich glaubte Dir dies besonders sagen zu müssen, Charitas, denn Dein Vater stand mit den Andern mir gegenüber."

Sie stieß einen leisen Ruf des Schreckens aus.

„Mein Vater, — o Gott, so ist es dennoch bis dahin gekommen, daß Ihr als Feinde Euch begegnen mußtet! Und was geschah mit ihm?"

„Er führte einen Teil des Nachtrabes und ich ließ ihm Zeit zu entfliehen, als ich den Sieg ge-

sichert sah; fürchte nichts, Geliebte, mir wird stets das Leben dessen heilig sein, der sich Deinen Vater nennt und sollte mich ein späterer Kampf abermals mit ihm zusammentreffen lassen, werde ich jederzeit ihrer mich erinnern, die mich durch ihre Liebe so unaussprechlich glücklich macht."

Ihre Augen strahlten.

„So handelst Du, dessen großmütig Herz des Hasses unfähig ist," sagte sie, „wie klein erscheinen mir neben Deinem Bilde alle Menschen, die ich je gekannt!"

Die beiden Frauen nahmen jetzt die Körbe auf und schickten sich langsam an, den Vorraum zu verlassen. Juan warf einen Blick durch die offene Thür zu der Aebtissin hinüber, deren Dazwischenkunft er unwillkürlich fürchtete, noch ehe er Alles ausgesprochen, was ihm auf den Lippen schwebte, doch Alexander Farnese schien sie in ein längeres Gespräch verwickelt zu haben und Juan dankte im Stillen dem Freunde für diesen Liebesdienst.

„Ich ziehe morgen wieder in das Feld," wandte er sich von Neuem an Charitas, „doch denke ich in Kurzem zurückzukehren. Sage mir, ob ich dann Dich zu sehen hoffen darf, ob Du noch einmal den Mut haben wirst, durch Wind und Wetter zu mir zu eilen,

wie an jenem glückseligen Tage, der jetzt schon wieder so fern liegt."

Des Mädchens Stimme zitterte leicht, als sie erwiderte: „Ich will Alles thun, was Du von mir wünschest."

Es war, als wenn die tödtliche Angst, die sie um ihn erlitten, eine Schranke niedergeworfen, die bisher zwischen ihnen bestanden, als ob sie aus Charitas' Seele die Erinnerung ausgelöscht, daß ihr Leben einer Pflicht gehöre, die sie auf ewig von ihm schied und, was er so heiß begehrt, so oft vergeblich ersehnt, — es wurde ihm in dieser Stunde erst zur beseligenden Gewißheit: sie war sein eigen jetzt in jener Liebe, die keinen Zweifel, keine Frage nnd kein Schwanken mehr kennt. Sehr zum Glücke für ihn hatten die beiden Nonnen endlich die Thür hinter sich geschlossen, doch wenn jetzt auch das gesammte Kloster um ihn vereinigt gewesen wäre, er hätte sich nicht hindern lassen, der jungen Novize Hände in die seinen zu nehmen und sie leidenschaftlich zu küssen.

„Juan, o Geliebter, sei vorsichtig," warnte Charitas, erschreckt von ihm zurückweichend.

Er begriff die Notwendigkeit der Mahnung; mit einem unterdrückten Seufzer gab er sie frei.

„Du wirst meiner lachen,“ sagte er, „wenn Du siehst, daß ich den Boten Dir selbst mitgebracht, der mir verkünden soll, wann ich Deiner wieder harren darf. Hier, nimm sie schnell, die arme Taube, die mir unter dem Mantel fast erstickte, während ich die Minuten zählte, die noch vergehen mußten, bis ich sie Dir geben konnte. Ich hatte ihr die Füßchen zusammengebunden, damit sie mir nicht entkäme, nun löse Du ihr die Bande und gieb ihr bald, bald Freiheit, Deine Botschaft zu mir zurückzutragen.“

Die Taube glitt aus der Hand Juans unter den schwarzen Mantel, welchen Charitas über ihrem Gewande trug, Beide schauten sich einen Moment lächelnd an, wie mutwillige Kinder, denen ohne Wissen ihrer Hüter ein thörichter Streich geglückt. Es war allerdings die höchste Zeit gewesen, daß der gefiederte Bote in die Arme seiner Herrin zurückkehrte, die ihn kaum verborgen, als die Aebtissin über die Schwelle schritt. Juan verstand, daß die Unterredung als beendet zu betrachten sei und daß er sich von der Geliebten trennen müsse. Mit tiefer Verneigung trat er von der Novize zurück, mit einigen förmlichen Worten verabschiedete er sich von der Aebtissin, um sein im Hofe harrendes Pferd zu besteigen;

wenige Sekunden später war für Benedicta nur noch eine Erinnerung, was sie in langen Jahren die Erfüllung ihres heißesten Wunsches genannt.

*   *
*

Die Niederlage der ständischen Truppen bei Gemblours hatte in dem ganzen Lande eine maßlose Bestürzung hervorgerufen; die Sicherheit, in welcher man, beruhigt durch die unlängst gethanen Schritte, gelebt, war einer plötzlichen, Aller Gemüter verwirrenden Furcht gewichen. In Brüssel herrschte unter den Bürgern und dem Volke eine allgemeine Erbitterung gegen den Adel, dessen mangelhaftem Eifer in der Verteidigung des Landes man die stattgehabte Niederlage zuschrieb.*) Oraniens Einfluß gelang es nur zum Teil die aufgeregten Gemüter zu beruhigen, doch war derselbe immerhin mächtig genug, Gewaltthätigkeiten unter den Parteien zu verhindern; er eilte nach Antwerpen, diese Stadt vor einem Ueberfalle zu retten; der neue Regent, Erzherzog Matthias,

*) Diese Vorwürfe waren nicht ganz unbegründet, denn ein Teil der Offiziere hatte am 30. Januar das Lager verlassen, um einer Hochzeit in Brüssel beizuwohnen, ein Umstand, welcher der Disciplin des niederländischen Heeres und der Umsicht der Führer kein glänzendes Zeugniß ausstellt.

begleitete ihn; nie war den Brüsselern die traurige Rolle mehr zum Bewußtsein gekommen, welche der von ihnen erwählte Statthalter neben dem Prinzen von Oranien spielte.

Auch erwartete Niemand Hülfe oder Schutz von ihm; vielmehr tauchte jetzt der schon früher gehegte Plan wieder auf, dem Bruder des Königs von Frankreich, Franz von Alençon, seit der Thronbesteigung Heinrichs III., Herzog von Anjou, die Statthalterschaft über die Niederlande anzutragen, um durch ihn einen stärkeren Beistand gegen die spanische Macht zu gewinnen. Die Eroberungen, welche Don Juans Heer in kurzer Zeit vollbrachte, ließen außerdem die Gefahr dringend erscheinen, daß er zur Belagerung von Brüssel selbst schreiten werde; hatte doch bereits Löwen sich ihm ohne Schwertstreich ergeben, waren doch Tirlemont, Sichenen, Diest und einige andere Orte nach hartem Widerstande von seinen Truppen mit stürmender Hand genommen worden.

Doch die Besorgniß der Brüsseler war unnötig; Juans Kriegsmacht war nicht stark genug, um die wohlbefestigte, volkreiche Hauptstadt anzugreifen; hätte Philipps ebenso fehlerhafte wie saumselige Politik seinem Andringen nachgegeben, ihm die erforderlichen Verstärkungen, wie das nötige Geld zu senden, die

Unterwerfung der aufgestandenen Provinzen wäre vielleicht in dem allgemeinen Schrecken in kürzester Frist erfolgt. Aber Philipps Charakter war von jeher der schleichenden Intrigue geneigter gewesen, als der raschen That und wie er das stürmische Vorwärtsstreben jener jungen Feuerseele nie begriffen, die das Schicksal ihm zum Bruder gegeben, so war er auch nicht fähig, in der Begeisterung, in dem heißen Thatendrange des waffenfrohen Helden anderes zu erblicken, als einen ungebändigten Ehrgeiz, der seiner eigenen Krone Gefahr bringen könne.

Juan ahnte, daß er für den König, an welchen ihn die Dankbarkeit mehr noch, als die Bande des Blutes fesselten, bereits seit geraumer Zeit ein Gegenstand des Argwohns sei und das beständige Mißtrauen, mit welchem er alle seine Pläne überwacht, seine Wünsche durchkreuzt, seine Handlungen gehemmt sah, hatte in ihm eine Bitterkeit erzeugt, welche die Anhänglichkeit erschütterte, die ihn trotz aller erlittenen Unbill an Don Philipp fesselte. Teils um ihm eine wahrheitsgetreue Darstellung der in den Niederlanden herrschenden Verhältnisse zu geben, teils um jenes ihn bedrückende Mißtrauen zu zerstreuen, hatte er sich schon gegen Ende des verflossenen Jahres entschlossen, seinen Geheimschreiber Escovedo mit jener

Sendung nach Madrid zu betrauen, die er dennoch immer wieder hinauszögerte, weil er des Untergebenen, der ihm nahe stand wie Keiner, nicht zu entbehren vermochte.

Nach dem Siege von Gemblours erteilte Juan endlich Escovedo den Auftrag, sich ungesäumt nach Spanien zu begeben; er hoffte, daß der König, durch den neu errungenen Vorteil milder gegen ihn gestimmt, sich bewegen lassen werde, iu die Fortsetzung des Krieges und die dazu erbetene Unterstützung zu willigen.

Es war zu Löwen, als Juan von seinem Geheimschreiber Abschied nahm, der ihm in Jahren hingebender Treue mehr als ein Diener, der ihm ein geliebter Freund geworden; der Feldherr war spät Abends von der Eroberung der Festung Diest herbeigeeilt, um den Scheidenden noch einmal zu sprechen, ihm seine letzten Weisungen zu geben. Escovedo hatte endlich darauf gedrungen, daß sein Gebieter noch einige Stunden die Ruhe suche, bis er mit dem Morgengrauen zu seinen Truppen zurückkehre; Juans Gesundheit war in den letzten Monaten, in Folge der beständigen Sorgen und Anstrengungen schwankend geworden. Widerstrebend gab er nach; Escovedo rückte einen Tisch neben das Ruhebett, auf

welches sein Herr angekleidet sich geworfen und begann noch einige Depeschen auszufertigen, bevor er seine letzten Zurüstungen für die Abreise traf.

„Du weckst mich in zwei Stunden,“ gebot Juan, als sein Vertrauter neben ihm Platz genommen, „ich will nicht länger schlafen; ich brauche es nicht.“

Escovedo bewegte zustimmend sein Haupt; seine Blicke senkten sich auf die vor ihm liegenden Papiere, bis sie endlich wie unwillkürlich wieder zu dem Schlummernden zurückkehrten. War es das Licht der halb verhüllten Kerzen, welches ihm das Antlitz desselben heute so bleich erscheinen ließ, die Züge verfallen, von welchen die bitteren Erfahrungen der verflossenen Jahre die Jugendfrische abgestreift? Auf dieser Stirn, die sich so frei und stolz erhob, hatte Escovedo im Geiste die Königskrone blitzen sehen; er hatte in des jungen Gebieters Brust mit freudigem Stolze die Pläne glühenden Ehrgeizes genährt, die sie einst hoch geschwellt; jetzt aber sah er dieses reiche, vielverheißende Leben in einem Kampfe mit feindseligen Mächten sich verzehren, der seine Kraft bereits zu untergraben begonnen, von tausend Schlingen es umstellt, wohin sein Auge immer blickte, und er empfand, daß ihrer Beider Ringen, sich daraus zu befreien ein vergebliches sei.

Es war ihm, als fühle er selbst die Berührung der kalten Hand, die dieses heiße, junge Herz von seinem ersten Aufzucken an niedergehalten, bis seiner Hoffnung leuchtende Blüten eine nach der andern unter ihrem eisigen Drucke erstickt, — es war ihm, als müsse sich die nämliche kalte Hand jetzt auch auf die königliche Stirne dort vor ihm legen, das Zeichen ihr aufzuprägen, welches allein die Todgeweihten tragen.

Er ergriff die Feder und begann zu schreiben; vor ihm lagen die Briefe des Günstlings Philipps, Antonio Perez, dessen Freundschaft Juan, wie er selbst, bis vor Kurzem fest vertraut und gegen den er jetzt ein wachsendes Mißtrauen nicht mehr zu unterdrücken vermochte. Sobald er in Madrid angelangt wollte er den Schritten Antonios nachspüren, um sich Gewißheit zu verschaffen, ob sein Argwohn begründet sei.

„Und ist es so, wie uns Farnese andeutete, dann wehe Dir, Verräter,“ murmelte er vor sich hin.

Eine hastige Bewegung des Schlafenden ließ ihn aufschauen; mit einem halberstickten Schrei war Juan von seinem Lager emporgeschreckt, weit geöffneten, verstörten Auges um sich blickend.

„Wo bist Du, Escovedo?“

„Ich bin hier bei Euch, teurer Herr," antwortete der Gerufene, zu ihm eilend. „Was ist es, das Euch so beängstigt?"

Juan hatte sich halb emporgerichtet; seine Hand griff nach der des Vertrauten.

„Ich lasse Dich nicht abreisen," sprach er unruhig und abgebrochen, „soeben träumte mir, Du lägest vor mir, blutüberströmt, eine tödtliche Wunde in der Brust. Dir droht Gefahr, wenn Du gehst, — ich fühle es, — ich sehe Dich niemals wieder."

Durch Escovedo's Glieder schien es wie ein leiser Schauer zu rieseln; war es nicht seltsam, daß den Schlummernden ein gleiches Bild erschreckt, wie auch ihn? Dennoch zwang er sich zum Lächeln.

„Der Traum wird mir von keiner Bedeutung sein, teurer Herr," sprach er, „Euer Blut ist erregt, die Erschöpfung der letzten Tage hat Euch überreizt, Eure Hand glüht wie im Fieber."

Juan schüttelte den Kopf. „Ich kann einen Anderen mit Deiner Sendung beauftragen," fuhr er fort, „bleibe hier, Escovedo, der König wird Dich mir nicht zurücksenden, wenn er erfährt, mit welcher Liebe Du mir zugethan, den er zum Wächter meiner Handlungen und Gedanken mir bestellte."

Escovedo küßte seines Gebieters Hand. „Und

wenn Ihr mich behalten möchtet, mein Fürst, so weiß ich dennoch Keinen, dem ich beruhigten Herzens die mir anvertraute Sendung übergeben möchte. Lasset mich denn gehen, wie Ihr es beschlossen; mein Leben wage ich gern, wenn es Eurem Dienste gilt und ist es mir beschieden, auf diesem Wege es zu verlieren — ich will es freudig opfern, wenn mein Tod Euch nützen kann."

Er hüllte sorgsam die Decke um die wie im Fieberfroste zitternden Glieder seines Herrn und trocknete mit einem Tuche seine feuchte Stirn.

„Das böse Fieber, das Euch in Italien schon heimsuchte, scheint wiederzukehren," sagte er, „soll ich Doktor Leoninus zu Euch rufen? Er hat sein Quartier im Nachbarhause aufgeschlagen."

„Nein, nein, es ist nicht notwendig," wehrte Juan ab, „wie hätte ich auch Zeit, jetzt krank zu werden, da ich morgen schon die Truppen gegen Chimay führen muß? Der Traum allein war es, der mich erschreckte und mir die Warnung zurückrief, die auch s i e aussprach, als ich ihr sagte, daß Du von mir gingest."

Escovedo kniete noch immer neben dem Lager seines Fürsten, mit Besorgniß ihn betrachtend.

„Wüßte ich nur ein liebend Wesen an Eurer

Seite, dem ich Eure Pflege anvertrauen könnte, wenn ich nicht mehr in Eurer Nähe bin," sprach er halblaut.

Juans Antlitz überflog ein mattes Lächeln. „Eitler Wunsch, mein Escovedo, wie die vielen anderen, die unsere thörichten Herzen hegten," erwiderte er, „oftmals träume ich davon, ihre kühle Hand auf meiner brennenden Stirn zu fühlen und ich erwache dann, mich zu erinnern, daß ich eben nur geträumt. Zu den Armen und Elenden darf sie gehen und sie dürfen ihrer Hände Segnung preisen; zu mir nicht, der ihrer mehr bedarf, als Jene und der dazu verurteilt ist, sich ewig vergeblich nach ihr zu sehnen. Rufe sie mir doch, Escovedo; ist Liebe denn so arm, um nicht ein solches Opfer bringen zu können? Würde sie nicht kommen, wenn sie mich krank und einsam wüßte?"

Escovedo schüttelte traurig den Kopf. „Sie kann es ja nicht, mein teurer Fürst," sagte er leise, „erinnert Euch, daß sie dem Willen derer gehorchen muß, die über sie zu gebieten haben."

Juan preßte die Hände gegen die Schläfen. „Mir war es vorhin, als trüge ich die Krone auf dem Haupte, die ich einst ersehnt, — nimm sie hinweg, — sie ward zu früh geschmiedet — sie kann die Stirn mir nur noch wund und blutig drücken; —

ich opferte sie willig, fühlte ich, daß Deine Hand, Charitas, sich auf die Wunden legte, die mir Haupt und Herz zerreißen."

Er richtete sich empor, der Fiebertraum schien gewichen. „Bist Du noch bei mir, mein Escovedo?" fragte er müde. „Ich sprach wohl wirre, thörichte Worte; fast glaube ich, Du habest recht, ich sei wirklich krank. Tauche das Tuch hier in Wasser und lege es mir auf den Kopf; mir klopft das Blut darin, als ob es meine Schläfe sprengen wollte."

Escovedo folgte dem Befehle; es war ihm nichts Ungewohntes, seinem Gebieter all jene kleinen Dienste zu leisten, die derselbe in Fällen, wie dieser bedurfte und er hielt, wenn Juan leidend war, mit einer Art von Eifersucht stets die Diener entfernt, die er zur Pflege ihres Herrn hätte herbeirufen können; heute wurden sie ihm schwerer, als sonst; sein starker Geist suchte vergebens jenen Druck dunklen Ahnens niederzukämpfen, der all seine Kräfte lähmend zu umfangen schien; selbst, als Juan wieder in leichten Schlummer gesunken, vermochte er die ruhelos flatternden Gedanken nicht auf die vorhin begonnene Arbeit zu lenken; düster und in sich gekehrt durchwachte er an dem Lager seines Gebieters die Stunden, die ihn von dem grauenden Morgen trennten.

Drittes Kapitel.

Es war in den letzten Tagen des Februar, als sich auf der Straße zwischen Mecheln und Diest ein Reisezug langsam dahin bewegte. Bewaffnete Reiter umgaben eine geschlossene Sänfte, deren Insassen sich sorgfältig den Blicken zufällig Vorbeikommender zu entziehen schienen; kein Wappen, kein farbig Abzeichen verriet Rang und Herkunft der Reisenden, selbst die Dienerschaft war in einfach dunkler Kleidung, ohne das geringste Merkmal, welches auf den Stand ihrer Gebieter zu deuten vermocht hätte.

Die Sonne des kurzen Wintertages war geschwunden; über Haide und Felder legte sich des Abends Dämmerung; die Reisigen, welche bisher in tiefstem Schweigen dahin geritten, schienen eine Frage mit einander zu verhandeln; einer derselben, offenbar ihr Führer, näherte sich der Sänfte und pochte leise an eines der Fenster. Der rotseidene Vorhang, der

dasselbe verhüllte, wurde zurückgeschlagen; ein tief verschleiert Frauenantlitz zeigte sich dahinter.

„Was begehrt Ihr, Ritter von Montigny?“ sprach eine sanfte Stimme.

„Verzeihet, hohe Frau, wenn ich Euch zu stören wage,“ erwiderte der Ritter achtungsvoll, „die Nacht bricht ein, ich wollte Eure Erlaubniß nachsuchen, die Fackeln anzünden zu lassen.“

Die Gefragte schwieg einige Sekunden; sie warf einen ängstlichen Blick um sich. „Das grelle Licht könnte uns verraten,“ sagte sie, „so viel ich gehört, sind in dieser Gegend bereits spanische Söldnerhaufen.“

„Dennoch ist es unmöglich, auf andere Weise den Weg fortzusetzen,“ entgegnete Herr von Montigny, „die Straße führt durch weites Moorland dahin, das, obwohl noch mit Eis bedeckt, gefahrvoll für den ist, der sich vom Wege verirrt.“

Die Dame zögerte noch immer; sie wandte sich endlich zu ihrer Begleiterin, die den Platz ihr zur Linken einnahm.

„Was rätst Du mir, Renée? Ich glaube, daß wir übel thaten, die Reise bis hierher zu wagen.“

„Da es jedoch geschehen, meine Fürstin, und Euer Wunsch zu Eurem Gemahl Euch zieht, ist es notwendig, der möglichen Gefahr mit Ruhe zu be-

gegnen," antwortete Renée, „das Moor ist, soviel ich mich von früheren Reisen her erinnern kann, weit mehr zu fürchten, als die Feinde, von welchen wir bis heute keine Spur entdeckten."

Die Prinzessin von Oranien gab Montigny einen Wink, die Fackeln entzünden zu lassen. „Du bist ein mutig Mädchen, das weiß ich längst," bemerkte sie, in die ruhigen Züge Renée's schauend.

„Vielleicht, hohe Frau, ist mir um mein Leben wenig bange," antwortete Renée mit flüchtigem Lächeln. „Meine Sorge gilt Euch, die zu behüten ich Eurem Gemahl verpflichtet bin."

„Du bist noch jung genug, das eigene Leben lieb zu haben," sprach Charlotte, „lasse mich so trübe Gedanken nicht so häufig hören; sie bedrücken mir das Herz."

„Ich will sie verschweigen, wenn sie Euch mißfällig sind."

„Das ist mir nicht genug; Du sollst sie überhaupt nicht hegen; sie vergiften Deiner Jugend frohen Sinn und Gott will, daß wir uns des Lebens freuen sollen, das uns seine Gnade schenkte."

„War es Gnade, daß er uns in dieses Dasein rief?" fragte Renée leise. „Daß er des Kreuzes Last uns auferlegte, bis wir müden Fußes darunter zu-

sammenbrachen? Atmen nur und denken müssen — ist dies Leben, Fürstin, ist es dankenswert, daß wir zu diesem unsere halbumflorten Augen dem Lichte der Welt aufschlugen?"

„Deine Zweifel, Renée, sind ungerecht, wie Deine Klagen; wäre mein Gemahl zur Stelle, er würde Dir mit scharfem Geiste beweisen, daß Dein Urteil ein voreiliges ist und ihm würdest Du glauben, denn Dein trotziger Sinn bedarf eines strengeren Führers, als ich es Dir zu sein verstehe. — Dein Leid, hast Du es nicht selbst verschuldet, wie Du einstmals mir gestandest? Kannst Du einen Andern, als Dich selbst anklagen, wenn das Glück Dir fern geblieben, welches Du dennoch in der Tiefe Deines Herzens ersehnst?"

Die Erinnerung an das Geständniß, welches sie vor einigen Monaten der Prinzessin gemacht, berührte Renée peinlich; wie gütig und geneigt auch sich Charlotte ihr zeigte, zwischen beiden Frauen fehlte jenes Band der seelischen Gemeinschaft, das einen Austausch innersten Empfindens wohlthuend macht.

„Trägt es sich leichter, das Leid, welches wir selbst verschuldet, meine Fürstin?" entgegnete Renée. „Und wenn wir in der Ueberzeugung recht zu handeln das Unrechte wählten, wenn wir den Lehren treu zu bleiben uns bemühten, die unserer Jugend Führer

uns eingeprägt, um endlich zu erkennen, wie viele von ihnen der rauhen Wirklichkeit nicht Stand zu bieten vermöchten, daß sie auf ebenem, dornenlosem Pfade nur als Richtschnur dienen können, nicht auf den Kreuzeswegen, die das Schicksal uns führt — sollte dann unser Vertrauen nicht wankend werden in Allem, was wir in demütiger Unterwerfung einst verehrt?"

„Wenn uns die Wege, welche Gott uns gehen läßt, hart und mühevoll erscheinen, Renée, haben wir deshalb ein Recht, nutzlos oder verwerflich das zu nennen, was unseres Lebens inneren Halt begründen sollte? Du glaubtest Deinen Grundsätzen gemäß handeln zu müssen, wie Du es gethan und das Geschehene wandelte sich Dir zu bitterer Reue und Vorwürfen gegen Dich selbst, doch meinst Du damit, jener Ueberzeugung Unwert zu beweisen, aus welcher Dein Thun entsprang? Dem Wechsel ist auch unser Fühlen unterthan; je älter wir werden, desto mehr entschwindet aus unserer Seele jenes schimmernde Gebäude frommen Kinderglaubens, das uns des Guten Lohn schon hier auf Erden in sichtbarer Gestalt erwarten läßt, doch wie viel wir auch mit diesem Glauben opfern, möchten wir darum unser Leben anders gelebt haben, wenn es uns gelang, es rein von Schuld zu erhalten und es, so viel an uns, guten und hohen Zielen zu weihen?

Glaubst Du, Renée, es seien nicht auch rauhe Pfade gewesen, die ich in früher Jugend schon gegangen? Es war mit tiefem Widerstreben, daß ich, dem Willen meiner Angehörigen folgend, das Klostergelübde ablegte, es waren schwere Kämpfe, durch die es mir gelang, mich endlich davon zu lösen und dem Zorne der Meinen trotzend, in das Leben zurückzukehren, doch ich beklage sie nicht. Was mir an Glück und Segen zu Teil geworden, vielleicht hätte ich es nicht mit so vielem Danke entgegen genommen, wären es nicht tiefe Schatten gewesen, die zuvor mein Leben verdunkelten. So wird es auch Dir einst ergehen und —"

Eine Stockung des Zuges ließ sie verstummen.

„Was ist geschehen? Was giebt es?"

Der Schall mehrerer hintereinander fallender Schüsse gab ihr Antwort auf die Frage; auf dem harten Boden vernahm man das Heranstürmen rascher Rosseshufe.

„Ewiger Gott, es war, wie ich sagte, die Lichter haben uns den feindlichen Truppen verraten, wir sind verloren," rief die Prinzessin entsetzt.

„Noch nicht, hohe Frau, seid ruhig, beherrschet Euch," sprach Renée, den Vorhang des Fensters zurückschlagend, „gebt Befehl, daß kein Widerstand ge-

leistet werde. Wir sind friedliche Reisende; man wird uns weiterziehen lassen, sobald man sich überzeugt, daß es Frauen sind, die man überfallen."

„Unglückliche, bedenkst Du, daß die Feinde uns ermorden werden, sobald sie erfahren, daß es Oraniens Weib, welches sie gefangen?"

Renée hatte bereits die Thür der Sänfte geöffnet. „Sind es Spanier, werden sie Euch nicht kennen, jeder Widerstand jedoch der Unseren kann Euer Loos nur verschlimmern."

Der Führer des Reisezuges schien der gleichen Ansicht zu sein; ein Kampf auf freiem Felde, gegenüber einem Haufen wohlbewaffneter Reiter wäre zwecklos gewesen; in weniger, als zwei Minuten war die Sänfte von den Andringenden umringt, welche zu wissen begehrten, wen sie berge. Renée erkannte in dem Schein der Fackeln die spanischen Abzeichen an der Kleidung der Soldaten, unwillkürlich atmete sie auf; wie wenig vertrauenerweckend ihr die schwarzäugigen, wettergebräunten Gesichter erschienen, welche ihr entgegenstarrten, sie hätte in diesem Augenblicke ihre wallonischen Landsleute mehr gefürchtet als Jene.

„Was begehrt Ihr von uns?" rief sie in spanischer Sprache, die ihr, wie fast allen vornehmen Niederländerinnen geläufig war, den Soldaten zu. „Ihr

sehet, daß wir einfache Reisende sind; lasset uns weiter ziehen."

„Wer seid Ihr?" lautete die barsche Gegenfrage eines der Söldner. „Nicht früher, bis wir dies erfahren, geben wir Euch frei."

Renée's großes Auge traf wie ein Blitzstrahl den Sprecher. „Rufet Euren Führer," befahl sie kurz, „nicht Euch habe ich auf offenem Felde Rede zu stehen."

Die Antwort war eine Kühnheit der sichtlichen Uebermacht der fremden Soldaten gegenüber, dennoch verfehlte sie ihres Eindrucks auf den Spanier nicht.

„Da ist der Hauptmann," sagte er, einem Reiter Platz machend, der sich der Sänfte näherte, „ihm werdet Ihr wohl Auskunft geben müssen."

Renée warf einen scheuen Blick auf ihn, doch auch seine Züge waren ihr unbekannt; die Spanier gehörten offenbar zu dem fremden Heere, das unlängst erst aus der Lombardei eingetroffen.

„Señor," wandte sie sich an ihn, „Eure Leute haben irrtümlich unsere Reise aufgehalten; wollet ihnen bedeuten uns wieder freizugeben, da Euch nichts daran liegen kann, zwei Frauen und ihre Diener zu Gefangenen zu machen."

Der spanische Hauptmann verneigte sich. „Edle Dame," erwiderte er artig, „gerne würde ich Eurer

Bitte willfahren, wenn ich von Euch hörte, wer Ihr seid und was zu dieser ungewöhnlichen Zeit Euch veranlaßte, eine Reise durch das von Truppen besetzte Land zu machen."

Renée warf einen Blick auf die Prinzessin, welche fassungslos vor Schrecken in ihrer Ecke lag; sie erkannte die Unmöglichkeit dem feindlichen Führer den wahren Namen seiner Gefangenen mitzuteilen.

„Ich komme mit meiner Kammerfrau aus Seeland, wo uns die Kunde erreichte, daß der Krieg von Neuem ausgebrochen," sagte sie entschlossen, „unsere Reise geht nach Brüssel, wo mein Gemahl sich aufhält."

„Der offenbar ein Niederländer ist, wie Eure Sprache andeutet und in dem uns feindlichen Heere dient," erwiderte der Hauptmann.

„Und wenn es so wäre, Señor," entgegnete Renée furchtlos, „müßte Euch dies als ein weiterer Grund erscheinen, mich zu ihm zurückzuführen."

„Sein Name, edle Frau?" forschte der Spanier.

Renée zögerte einen Moment. „Charles von Boisset," antwortete sie, in ihrer Aufregung den ersten besten Namen nennend, der ihr in das Gedächtniß kam. Dem Hauptmann war ihr Zögern nicht entgangen; er argwöhnte sofort, daß sie ihn mit einer falschen Angabe zu täuschen suche.

„Edle Frau," sagte er höflich, aber fest, „ich bin unglücklich, Eure Weiterreise nicht gestatten zu können, doch die Pflicht des Soldaten zwingt mich, Euch vorläufig in Gewahrsam zu behalten. Es wäre nicht das erste Mal, daß wichtige Botschaften durch schöne Hände an unsere Gegner gelangten; die Eile, die Ihr zeiget, weiter zu kommen, läßt mich Aehnliches voraussetzen."

„Ich versichere Euch, daß es nicht der Fall," rief Renée, „Ihr möget unser Gepäck durchsuchen lassen."

„Das kann zu Sichenen geschehen, welches wir in einer Stunde erreicht haben werden," war die kurze Antwort, „bis dahin müsset Ihr meine und meiner Leute Gesellschaft Euch gefallen lassen. Ich bin der Graf Verdugo von den spanischen Reitern des Herzogs von Parma, doch in der Festung findet Ihr Einige Eures eigenen Landes, die Euch vielleicht nicht unbekannt."

Er wandte sich mit leichtem Gruße ab, an seine Leute den Befehl erteilend, die Gefangenen in ihre Mitte zu nehmen; der Zug sprengte weiter gegen das Kastell von Sichenen zu, welches wenige Tage vorher nebst einigen anderen Orten von dem Heere Juans erobert worden.

Renée hatte die Thür der Sänfte wieder geschlossen.

„Habt Ihr unter Eurem Gepäck Briefe Eures Gemahls, Prinzessin?“ fragte sie rasch.

„Den letzten jedenfalls, in welchem er mich aus Seeland zurückrief,“ erwiderte Charlotte beängstigt, „doch befindet er sich in einem der Mantelsäcke, welche die Packpferde tragen; es ist unmöglich, ihn heraus zu nehmen.“

„Dann ist auch der Vorwand nichtig, den ich ergriff, dem Hauptmann Euren Namen und Rang zu verbergen,“ sagte Renée, gleichfalls unruhig werdend, „man kann Euch als Geißel gegen Euren Gemahl gebrauchen wollen, wenn man entdeckt hat, wer Ihr seid.“

„So fürchte ich,“ war die gepreßte Antwort.

Der übrige Teil des Weges bis Sichenen wurde in tiefem Schweigen zurückgelegt; die Gefangenen vernahmen endlich den Schall der Hufe auf den Steinfliesen, die den Schloßhof deckten, dann stand der Zug, Graf Verdugo sprang vom Pferde und die Thür der Sänfte öffnend, lud er die beiden Damen ein, ihm in das Schloß zu folgen. In stummer Ergebung entschlossen sie sich zu gehorchen; der Hauptmann schritt voran, den Weg zu weisen, während seine Leute die Diener der Prinzessin bewachten; auf der Treppe, die in das obere Stockwerk führte, kam ihm ein junger Offizier entgegen.

„Ist der Ritter von Avré anwesend?“ rief Verdugo ihm zu. „Ich muß ihn sofort sprechen.“

Renée's Kniee begannen unter ihr zu wanken; Hendrik d'Avré! Der Name traf ihr Ohr wie Donnerbotschaft; es war ihr, als ob jetzt Alles verloren sei; ein Wort von ihm an Verdugo und er wußte, welch' eine kostbare Beute in dieser Nacht in seine Hände gefallen. Halb gelähmt vor Schrecken folgte sie ihrem Führer in eines der vor ihnen liegenden Zimmer, wo den Gefangenen bedeutet wurde, das Erscheinen des Gouverneurs von Sichenen zu erwarten; nur wenige Minuten vergingen, die den Harrenden peinlich lang erschienen, dann nahten sich von außen her waffenklirrende Schritte; in Begleitung einiger jüngerer Ritter und des Grafen Verdugo stand Hendrik d'Avré auf der Schwelle des Gemaches.

„Ich ließ Euch rufen, d'Avré,“ sagte der Spanier, „um Euch zwei Eurer Landsmänninnen vorzuführen, die wir heute Abend gefangen nahmen. Vielleicht kennt Ihr sie von Brüssel her. Die Dame dort behauptet, die Gattin des Ritters Charles von Boisset zu sein.“

„Der ist ja unvermählt,“ schwebte es auf Hendriks Lippen, als Renée, mit dem Mute der Verzweiflung ihren Schleier zurückschlagend, auf ihn

zutrat. Der Ausruf grenzenlosen Staunens erstarb auf Hendriks Lippen; sprachlos starrte er die unerwartete Erscheinung an.

„Kennt Ihr mich, Ritter von Avré?" fragte Renée mit harter Stimme, während ihre Augen durchbohrend auf ihm ruhten, als wollten sie ihm zurufen: „Verrate mich, Du hast ein Recht dazu; die Stunde der Vergeltung ist für Dich gekommen."

„D'Avré, ist dieses Frau von Boisset? Ist sie es nicht?" fragte Verdugo.

Jetzt waren es Hendriks Augen, die sich auf Renée richteten und sie fühlte, wie unter der Gewalt dieses stolzen kalten Blickes der ihre seine Festigkeit verlor.

„Ich kenne diese Dame nicht," kam es von seinen Lippen, ruhig und kalt, wie der Blick gewesen, „doch wenn sie es behauptet, die Gattin des Ritters von Boisset zu sein, so wird es sich wohl also verhalten."

„Und was bestimmt Ihr, das mit ihnen geschehen soll?" fuhr Verdugo fort. „Ich lasse sie in Eurer Gewalt, wenn ich mit meinen Reitern weiterziehe."

„Sie werden im Gewahrsam dieses Schlosses bleiben, bis der Herzog von Parma eintrifft, was morgen schon der Fall sein kann," entschied Hendrik.

„Für ihre Bequemlichkeit wird bis dahin nach jeder Richtung Sorge getragen werden. Gestattet, daß ich Euch ein wohnlicher Gemach als dieses anweise, edle Dame, wo Ihr mit Eurer Begleiterin die Nacht zubringen könnt."

Er öffnete die Thür, die nach dem Gange führte und rief einen der Diener herbei den Gefangenen voranzuleuchten, dann geleitete er selbst sie zu einem Zimmer am gegenüber liegenden Ende des Corridors, in welchem ein mächtiges Kaminfeuer brannte.

„Ich beklage es, Euch nicht besser aufnehmen zu können, als es der Fall," sprach er, nachdem sie eingetreten, „doch erst seit vorgestern führe ich den Befehl über das Kastell und rauh und unwirtlich, wie Ihr es hier findet, pflegt es im Lager eines Heeres stets zu sein."

Renée hatte ihren Handschuh abgestreift und streckte dem Ritter die Hand entgegen.

„Hendrik, habt Dank!" sprach sie halblaut.

Er machte keine Bewegung, die dargereichte Hand zu ergreifen. „Dank und wofür?" fragte er ablehnend. „Wenn Euch auch freier Entschluß nicht unter dieses Dach geführt, — es ist dennoch meine Pflicht für Diejenigen zu sorgen, welche man als Gefangene zu mir brachte."

Sie ließ langsam die Hand wieder sinken. „Ihr habt Recht," sagte sie kalt und ernst wie er.

Hendrik warf einen Blick auf die Prinzessin, die noch immer ihren Schleier über ihr Antlitz gezogen hielt.

„Ich setze voraus, daß die Reise Euch erschöpft hat," wandte er sich an sie, „wollet denn mit einem einfachen Mahle fürlieb nehmen, das ich Euch sofort senden werde. Morgen oder übermorgen mögt Ihr von dem Herzoge von Parma Eure Freiheit wieder erhalten."

Er verließ mit flüchtigem Gruße das Gemach; Renée trat zu der Prinzessin, ihr bei dem Ablegen der Umhüllungen behüflich zu sein.

„Was werden wir beginnen?" fragte Charlotte ängstlich. „Sollen wir erwarten, bis der Herzog von Parma kommt, sollen wir den Versuch machen in dieser Nacht zu entfliehen?"

Renée dachte einige Minuten nach. „Wir können ohne den Beistand dritter Personen nicht aus diesem Schlosse entkommen," sagte sie, „und die Nacht ist schon zu weit vorgeschritten, um einen Fluchtversuch zu wagen."

„Sobald jedoch Parma erschienen, schwindet die Aussicht, daß wir die Freiheit erhalten," bemerkte

die Prinzessin. „Der Ritter von Avré kennt Dich wie mich; wird er schweigen?“

„Er wird es,“ entgegnete Renée zuversichtlich.

„Dennoch würde ich es vorgezogen haben, in Don Juans Gewalt zu geraten, statt in die Farnese’s,“ sagte Charlotte, „ich weiß nicht, weshalb ich auf Jenes Großmut mehr vertraue.“

„Auch ich hielte es für besser, wenn uns Gelegenheit würde, vor des Herzogs Ankunft das Schloß zu verlassen.“

„Wie aber soll dies möglich sein? Die Festung scheint voller Soldaten zu liegen.“

Renée’s Busen hob und senkte sich stürmisch, als sie erwiderte: „Ich werde den Befehlshaber bitten uns zur Flucht zu helfen.“

„Und Du glaubst, daß er es thun wird?“

„Vielleicht.“

Die Diener traten ein, einen Tisch mit kalten Speisen nebst einem Krug gewürzten Weines zum Nachtmahl für die Gefangenen herbeitragend. Renée wandte sich entschlossen an einen derselben.

„Ist der Gouverneur noch zu sprechen?“

„Er ist in seinem Zimmer, edle Dame.“

„Und wo ist dieses?“

Der Wallone starrte sie verwundert an.

„Hast Du nicht verstanden? Ich muß den Gouverneur noch in dieser Stunde sprechen; führe mich zu ihm.“

Der Diener nickte schweigend mit dem Kopfe und verließ mit der Jungfrau das Gemach.

Hendrik saß in seinem Zimmer, über einen Bericht gebeugt, den er noch in der nämlichen Nacht an den Feldherrn zu senden hatte, als er durch das Oeffnen der Thür von seiner Beschäftigung aufgeschreckt wurde; überrascht sprang er empor, der hohen Frauengestalt entgegen zu gehen, die soeben eingetreten und jetzt zögernd an der Thür stehen blieb, als vermöge ihr Fuß sie nicht weiter zu tragen.

Doch sie empfand, daß sie sich überwinden müsse, daß sie den fragenden Blicken, die auf ihr ruhten, nicht eine Erklärung ihres Kommens gönnen dürfe, die von der Wahrheit entfernt lag.

„Vergebt die Störung, Ritter von Avré,“ sprach sie mit stockender Stimme, „mich führt eine Bitte zu Euch, die ich an Eure Großmut zu richten gezwungen.“

„So sprecht sie aus, edles Fräulein oder edle Frau, wenn ich Euren heutigen Worten Glauben schenken muß,“ antwortete Hendrik, sie zu einem

Sessel geleitend, dem gegenüber er in einiger Entfernung stehen blieb.

Renée machte eine abwehrende Bewegung. „Zunächst will ich denn die Täuschung Euch abbitten, die ich vorhin mir erlaubte,“ sagte sie, die Augen voll zu ihm erhebend. „Mich zwang die Notwendigkeit dazu, um eine Andere zu beschützen, deren Leben und Sicherheit wertvoller, als die meinen sind.“

„Die Prinzessin von Oranien ist es, die Ihr in solcher Weise der Gefahr einer Entdeckung entziehen wollt,“ erwiderte Hendrik ruhig, „ich erkannte sie sofort und auch die Absicht, die Euch leitete.“

„Wenn Ihr denn wisset, daß sie es ist, so werdet Ihr begreifen, daß ich sie der Gefahr nicht aussetzen will, von Euren spanischen Waffengefährten erkannt zu werden, noch in die Hände des Herzogs zu fallen, den Ihr morgen erwartet.“

„Ihr fürchtet, Alexander Farnese, dem nicht der Rittersinn Don Juans inne wohnt, werde die Prinzessin als erwünschte Geißel betrachten, um auf ihren Gemahl einen Zwang zu üben; ist es nicht so?“ fragte Hendrik. „Es wäre nur Vergeltung, edles Fräulein, denn es ist allgemein bekannt, daß Oranien dem Prinzen Juan nachstellte, seit derselbe niederländischen Boden betrat, daß er es noch versucht, soweit er es vermag.

Der Herzog rächte nur den Freund, wenn er dem Gegner Aehnliches bereitete."

„Ich würde diesem Bestreben Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn es sich um den Kampf von Männern gegen Männer handelte," antwortete Renée, „doch habe ich bisher nicht gewußt, daß Hendrik d'Avré auch den Krieg gegen Frauen billige."

Er zuckte leicht zusammen. „Woraus entnehmet Ihr, daß ich mit Parma's möglichen Entschlüssen einverstanden bin? Ich habe ihm die Gefangenen zu überantworten, die Verdugo mir auslieferte, das Weitere bleibt ihm überlassen."

Renée kämpfte einige Minuten schweigend mit sich. „Es scheint, als ob Ihr mich nicht verstehen wollet, Hendrik," sprach sie ungeduldig, „noch daß Ihr Mitleid mit der Sorge hegt, die mich verzehrt. Habe ich zuviel von Eures Herzens Edelmut erwartet, wenn ich Euch flehe, der Frau, der ich seit Jahren diene und an welche Pflicht und Dankbarkeit mich ketten, die Beschämung zu ersparen, in die Gewalt der Feinde ihres Gatten zu fallen? Ich spreche nur das Wort ‚Beschämung' aus, da es mir wie ein Zweifel an Parma's, wie an Eurer Ritterehre erschiene, eine Gefahr für Oraniens Weib vorauszusetzen."

„Und was verlangt Ihr von mir, Renée?" fragte

Hendrik unbewegt, wie zuvor. „Hoffet Ihr, daß ich Eure Flucht, die der Prinzessin unterstütze?“

Renée blickte ihn fest an. „Ja, Hendrik, das hoffe ich von Euch und Ihr werdet es thun.“

Er wandte sich halb ab. „Ihr wisset nicht, was Ihr begehret.“

„Nichts, was mit Eurer Ehre unverträglich wäre,“ erwiderte sie, „Verdugo hat, wie ich selbst hörte, das Kastell bereits verlassen; nur Ihr wisset, wer wir sind, nur Ihr könnt uns verraten, wenn Ihr es wolltet. Bis zu Euren Soldaten ist schwerlich die Kunde von den Reisenden gelangt, die von den Spaniern gefangen genommen worden. Was liegt daran, ob sie noch hier sind, wenn der Herzog kommt? Ihr könnet ihnen ebensowohl die Freiheit schenken, Ihr könnet sie entweichen lassen, wenn Euch dies gefahrloser dünkt.“

„Meint Ihr, Renée?“ entgegnete Hendrik mit eigentümlichem Lächeln. „Und wenn mir selbst daran gelegen wäre, Diejenige gefangen zu halten, die ein gütiges Geschick in meine Gewalt gegeben?“

Renée war von ihrem Sessel empor gesprungen; in ihren Augen blitzte wieder der alte Trotz, der trennend zwischen sie und ihn trat, so oft ihr Herz, zur Weiche gegen ihn gestimmt, sein Recht zu ver-

langen drohte; das stolze, selbstbewußte Wort erwachte in ihrer Seele, das er zu ihr gesprochen, als sie vor länger als einem Jahre ihn zuletzt gesehen; ihre Lippe begann sich zu kräuseln.

„Ihr mahnt mich an die Voraussetzung, die ich von Euch zu Middelburg empfing," sprach sie langsam, mit Betonung, „vergesset nicht, daß sie zur Hälfte nur eintraf: ich kam zu Euch — gezwungen durch die Not."

Eine dunkle Blutwelle schoß über sein Antlitz. „Es bedarf der Erinnerung nicht, Fräulein von Schauenborg," erwiderte er ernst, „Ihr habt nicht zu befürchten, daß ich gewaltsam die zurückhalten werde, deren stolzes Herz es bereits tief verwunden muß, einen Schritt der zwingendsten Notwendigkeit auch einen Augenblick nur mißdeutet zu sehen. Möge es Euch zur Beruhigung dienen, daß ich nicht einmal für die Dauer eines solchen an Eurem Stolze zweifelte."

Sie antwortete nicht; ein Gefühl unermeßlichen Wehes schien ihre Brust zusammenzuschnüren und die Erwiderung zu ersticken, die sie ihm geben wollte; ein wilder Drang kam über sie, sich diesem Manne zu Füßen zu werfen und seine Verzeihung erflehend, ihm zuzuflüstern: „Die Worte, die ich sprach, sind

Lüge; ich kam zu Dir, nicht nur, weil mich die Pflicht für meine Herrin trieb, — nein, weil mein Herz in bebender Freude den Anlaß ergriff, mich Dir nahen zu können."

Hendrik hatte sie nicht mehr angeblickt, seine Augen irrten an ihr vorbei in das Leere, als habe er ihre Gegenwart beinahe vergessen, bis er nach einer Pause in verändertem Tone sprach: „Ihr äußertet vorhin die Ansicht, daß es unritterlich sei, die Feindschaft der Männer auch auf ihre Frauen auszudehnen und Ihr habt Recht. Ich werde der Prinzessin freistellen, diesen Ort zu verlassen, noch ehe der Herzog eingetroffen."

„Hendrik!"

Es war etwas in dem Klange seines Namens, das ihn wider seinen Willen bis in das tiefste Herz traf; er gab sich den Anschein, ihren Ruf zu überhören.

„Ich habe, bevor Ihr eintratet, eine Botschaft Farnese's erhalten, daß er erst in der nächsten Nacht in Sichenen sein kann und daß Verdugo bis morgen früh mit seinen Reitern hier bleiben solle. Daher ist es unmöglich, Eure Flucht — denn eine solche wird Euer Aufbruch sein — vor dem kommenden Abend

in das Werk zu setzen. Ihr werdet Euch in Eurem Zimmer halten, um möglichst wenig von meinen Söldnern gesehen zu werden, doch rechtzeitig wird Euch die Nachricht zugehen, Euch zum Aufbruche bereit zu machen. Sollte dennoch den Herzog die Kunde Eures Hierseins erreichen, so wird es an mir liegen, ihm vorzustellen, daß Euer längeres Verweilen in der Veste von keinerlei Zweck oder Nutzen für uns sein kann."

„Und wird Euch auch kein Vorwurf für Eure Handlungsweise treffen?" fragte Renée dringend. „Nur unter dieser Bedingung willige ich in das, was Ihr soeben vorschluget."

„Seid Ihr so besorgt um mein ferneres Schicksal, um einem ähnlichen Gedanken Raum zu geben?" entgegnete Hendrik nicht ohne Bitterkeit. „Ich glaubte, daß Euch die Errettung Eurer Herrin näher anginge, als das, was mich von des Herzogs oder anderer Seite treffen könnte."

Sein Ton war hart und abweisend, wie er es niemals zuvor gewesen; in Renée's Augen drohten Thränen zu steigen, Thränen über sich selbst, die abermals den Moment hatte vorübergehen lassen, den das Geschick ihr gewährt, um die Scheidewand niederzureißen, die Trotz und Groll zwischen ihr und

dem Manne errichtet, den sie dennoch — sie fühlte es — mit stets wachsender Leidenschaft liebte.

„Vergebt mir, wenn ich Euch vorhin gekränkt,“ sprach sie unsicher, „ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Ihr meinen solltet,“ — sie stockte hoch-errötend, ungewiß, wie sie in Worte kleiden könne, was sie ihm sagen wollte und gleichzeitig sich erinnernd, daß sie im Begriffe war, ihm einzugestehen, welch hohen Wert sie auf die Achtung legte, die er vor ihr stets empfunden.

Hendrik nahm auch diesmal die Hand nicht, welche sie ihm reichen wollte. „Ich wiederhole Euch, edles Fräulein,“ sprach er unerschüttert, „daß nichts im Stande ist, für Euer Kommen mir eine andere Erklärung zu geben, als die, welche die Verhältnisse als nächste mir erscheinen lassen und da wir jetzt nichts weiter zu besprechen haben, gestattet, daß ich selbst Euch in Euer Zimmer zurückgeleite, um Euch jeder kränkenden Voraussetzung der Euch zufällig Begegnenden zu entziehen.“

Er rief einen der im Nebenzimmer befindlichen Diener herbei, um eine der Kerzen von dem Tische vor ihm zu nehmen und verließ mit Renée das Gemach. An der Schwelle des zu ihrem Gebrauche bestimmten, blieb die Jungfrau zögernd stehen.

„Ihr seid großmütiger, als ich," sprach sie und jedes Wort schien ihr einen Kampf zu kosten, „sagt mir, daß Ihr mir verziehen."

„Ich thue es," erwiderte Hendrik, um dann mit tiefer Verneigung von ihr sich zu wenden und in sein Zimmer zurückzukehren.

Der Abend des nächsten Tages war noch nicht weit vorgeschritten, als der Gouverneur von Sichenen zu seinen Gefangenen kam; er hatte schon mit dem Morgengrauen das Kastell verlassen und Renée sah ihn erst in diesem Augenblicke wieder, da er ihr und der Prinzessin ankündigte, daß zu ihrer Flucht Alles in Bereitschaft gesetzt sei.

„Ich muß Euch aufmerksam machen, hohe Frau," wandte er sich an die Prinzessin, „daß Eure Abreise ohne jegliches Aufsehen vor sich gehen soll, deshalb habe ich für Euch und das Fräulein von Schauenborg zwei Pferde bestellt, die außerhalb der Stadt erst auf Euch warten werden. Von Euren Dienern können Euch nur vier begleiten; die übrigen sende ich Euch nach, sobald sich die Gelegenheit ergiebt. In wenigen Stunden könnet Ihr, dem Laufe des Flusses folgend, die Vororte von Mecheln erreichen, wohin Eure Diener den Weg wissen werden. Die Umgegend dort ist von unseren Truppen frei, die

Pferde, die ich Euch überweisen ließ, sind vortreffliche Renner, ich hoffe, daß Ihr ungefährdet zu den Eurigen gelangt."

„Ich danke Euch, Ritter von Avré, Euren Schutz, wie Eure Hülfe," sprach die Prinzessin, „möge mir Gelegenheit werden, durch die That Euch zu beweisen, wie hoch ich Eure Großmut anerkenne. — Du sagst unserem Retter nichts, Renée?" wandte sie sich an die Jungfrau, welche schweigend neben ihrer Gebieterin stand, als Hendrik sich bereits anschickte, das Gemach zu verlassen. Bei der Prinzessin Worten hemmte er den Schritt.

„Die That ist wertlos, die des Dankes begehrt," sagte er ruhig, „das Fräulein weiß, daß ich um solchen nicht in Eure Rettung willigte."

Die Thür war hinter ihm zugefallen, noch ehe Renée sich zu einer Entgegnung fassen konnte; sie machte eine Bewegung, als ob sie ihm nacheilen, ihn zurückrufen wolle, doch ein Blick auf die Prinzessin, die mit großen staunenden Augen sie anschaute, gab ihr ihre Beherrschung wieder; mit zitternden Händen raffte sie die Sachen ihrer Herrin zusammen und bereitete Alles vor, mit ihr den Weg zur Flucht anzutreten.

Es war eine klare, wolkenlose Nacht; am Himmel

glitzerten unzählige Sterne, des Mondes schmaler Streifen schwebte, einem silbernen Nachen gleich, durch die blaue Aetherflut dahin, ein leichter Frost war von Neuem auf die Erde niedergefallen und ließ die kahlen Zweige der Bäume im Schmucke eines weißen Florgewandes erscheinen, unter den Hufen der Rosse klirrte das Eis des Weges, den die kleine Schaar der Flüchtigen gegen Mecheln nahm. Die Fackel des Führers beleuchtete die Unebenheiten der Straße und die weitlagernden Moorgründe zu beiden Seiten derselben, über deren unheimlich schwarzer Tiefe jetzt ebenfalls eine schimmernde Eisdecke gebreitet war, die das mildere Wetter der letzten Tage an einigen Stellen bereits zum Zertauen gebracht.

Renée ritt an der Seite ihrer Herrin, in schwere Gedanken versunken; wie oft sie sich auch wiederholte, daß sie recht gethan, die vielleicht kühn entkeimende Hoffnung in des Ritters Brust sofort zu vernichten, — die innere Anklage ließ sich nicht zum Schweigen bringen.

Und dennoch! „Ihr werdet dereinst zu mir kommen," hatte er gesprochen und wenn auch Pflicht und Notwendigkeit sie zwangen, ihn aufzusuchen, — durfte er glauben, daß sie gekommen sein Wort wahr zu machen, ihm den Beweis zu liefern, daß sie nicht

anders gekonnt, als in demütiger Hingabe ihm sich entgegen zu bringen, der eines solchen Schrittes nur geharrt, um seines Sieges über sie gewiß zu sein? Wie stolz er vor ihr gestanden, wie unnahbar kalt! Und er sollte annehmen dürfen, daß sie, die verarmte Tochter eines untergegangenen Hauses, die Hand ergreifen würde, die sie einst ausgeschlagen, vielleicht, weil keine andere sich der ihren entgegengestreckt?

Nein, nein, tausendmal nein! Wie auch das Geschick sich für sie wende, er durfte den Triumph nicht erleben, daß er der Stärkere von Beiden gewesen, daß er vermocht des ersten Schrittes zu harren, den das von ihm begehrte Weib, bezwungen von ihrer eigenen Liebe, gethan.

Sie war von düsteren Betrachtungen erfüllt, mehrere Schritte hinter ihrer Gebieterin zurückgeblieben; die ihr folgenden Diener führten schon seit längerer Zeit ein flüsterndes Gespräch, das unwillkürlich lauter wurde, als sie sich von ihrer Herrin und deren Dame unbeachtet sahen. Renée hatte ihrer Unterhaltung keine Aufmerksamkeit geschenkt, als plötzlich die Frage des Einen an seinen Gefährten sie aufhorchen machte.

„Wie lange meinst Du, Peter,“ hörte sie ihn sagen, „und in Sichenen geht der Tanz los?“

Der Angeredete blickte aufmerksam nach dem Stande des Mondes und erwiderte: „Um Mitternacht, so sagten Jan und Dietriks, könnten sie die Mine fertig haben. Werden sich wundern, die Herren Spanier, sammt ihren deutschen Freunden, wenn mit einem Male das Schloß über ihren Köpfen in die Lüfte fliegt und sie mit ihm.“

Renée wandte sich zu dem Diener. „Was sprichst Du da, Peter?“ fragte sie gebieterisch. „Was sollen Deine Worte bedeuten?“

Der Flamländer zögerte einen Augenblick. „Ich sagte Anton, was zu Sichenen in Kurzem sich ereignen soll, wenn anders die Bürger hielten, was sie sich vorgenommen.“

„Aber was, Peter? Was soll zu Sichenen geschehen? Ich befehle Dir mir zu sagen, was Du meinst.“

Sie wußte nicht, was es sei, das plötzlich durch ihre Glieder eisig schlich, mit dumpfem Grausen bis an ihr Herz zu dringen und dieses Herz drohte plötzlich stille zu stehen, als sie des Dieners Antwort hörte: „Ich und der Dietriks waren heute Morgen in der Stadt, wo unseres Vaters Brüder leben; die haben sich vorgesetzt, noch heute das Kastell mit Pulver zu sprengen, um die Feinde mit einem Male loszuwerden, die darin versammelt sind.“

„Wann, wie wollen sie dies thun?“

Die Worte fielen von ihren Lippen, als ob eine fremde Macht sie auf dieselben gelegt.

„Um Mitternacht, so meinten sie; von der Kirche des heiligen Aloysius wollten sie eine Mine bis unter das Schloß legen.“

Renée war mit einem einzigen Satze ihres Pferdes an der Prinzessin Seite. „Habt Ihr gehört, Fürstin, wie Eure Diener dem zu danken gesonnen, der anstandslos uns heute die Freiheit bewilligte, ja, selbst dazu verhalf?“ rief sie mit schneidender Stimme. „In weniger als zwei Stunden denkt man zu Sichenen das Kastell in die Luft zu sprengen und diese hier wußten darum.“

„Ewiger Gott, es ist nicht möglich,“ schrie die Prinzessin auf, „Anton, Peter, sagt, daß es Lügen, die Ihr sprachet.“

Die Diener Oraniens, welche in den Feinden ihres Landes zugleich die Feinde ihres Gebieters haßten, schauten die Prinzessin betroffen an.

„Es sind keine Lügen, Herrin,“ sagte Peter, „die Bürger haben ihren Siegern den Tod geschworen und sie gedenken ihr Wort zu halten.“

„Der Gouverneur ward unser Retter,“ rief Charlotte, „ihn hätte man warnen sollen.“

„Dann hätte er Euch nicht in Freiheit gesetzt, Herrin," bemerkte Anton, „Euch vielleicht zum Tode verurteilt, wie auch uns. Die Brüder durften wir nicht verraten und wer sollte jetzt ihn benachrichtigen, auch, wenn Ihr es wolltet?"

Renée richtete sich im Sattel hoch empor. „Wer, fragt Ihr, soll ihn zu retten suchen? — Ich werde es thun," rief sie außer sich.

„Es ist zu spät, wir sind bereits drei Stunden von Sichenen entfernt."

Renée blickte wild um sich. „Die Straße zieht in langer Krümmung sich dahin; fast zwei Stunden kann ersparen, wer über das Moor den Weg findet und diesen nehme ich."

Sie warf ihr Pferd herum, die Diener fielen ihr in die Zügel, die Prinzessin ergriff ihren Arm.

„Um des Heilands willen, Renée, willst Du den eigenen Tod gewaltsam suchen?"

Renée befreite sich heftig von ihrer Hand. „Rührt mich nicht an, Prinzessin," rief sie aus, „mich hält etzt irdische Macht nicht mehr. Lebt wohl für immer; wenn Ihr hörtet daß ich zu spät gekommen, werdet Ihr wissen, daß auch mein Leben an seinem Ziele angelangt."

Vor der drohenden Geberde, der kaum noch

menschenähnlichen Stimme des verzweifelnden Weibes wichen die Prinzessin und die Diener zurück; im nächsten Augenblicke spornte Renée ihr Pferd zum Sprunge über den Graben, der die Straße von dem Moorlande trennte.

„Ihr nach, ihr nach," rief die Prinzessin noch einmal, beide Arme nach der Flüchtigen ausstreckend; „die Unglückliche, — sie ist verloren."

„Es ist unmöglich, Herrin," sprach jetzt auch der Führer, mit seiner Fackel gegen das Moorland leuchtend, „die Eisdecke hält nicht mehr. Sehet rechts und links die schwarzen Flächen; eines unserer schweren Pferde sänke sofort darin ein und ein Wunder Gottes wäre es, wenn des Fräuleins Tier sie gefahrlos überschritte."

Und von der Besorgniß ergriffen, die Herrin möge dennoch darauf bestehen, daß sie ihr Leben für diejenige auf das Spiel setzten, welche dahin eilte die Feinde von dem gewissen Untergange zu retten, trieben sie ihre Pferde zum Weiterritte an, das Roß der Prinzessin mit sich hinwegziehend.

Renée stürmte unterdessen besinnungslos fast dahin der Richtung folgend, in der Sichenen liegen mußte; die Eisdecke des Moores knirschte unter den Tritten ihres Pferdes und von Zeit zu Zeit erblickte sie auf

der weithin sich erstreckenden Fläche die schwarzen Streifen inmitten des glitzernden Grundes, wo das Eis sich bereits zu lösen begann; dann fühlte sie instinktiv, daß sie diese vermeiden müsse, sowie der Schlafwandelnde den Abgrund zu vermeiden weiß, an dessen Rand ihn sein irrer Traum geführt, ohne daß er sich klar bewußt, die schwarze gähnende Tiefe neben ihm sei sein Tod. Auch Renée dachte nicht an den Tod, der sie mit jedem Schritte ereilen konnte, welchen ihr Pferd auf dieser trügerischen Fläche vorwärts that; sie empfand hin und wieder, wie sich die dünne Decke unter ihr leise hob und senkte, und dunkel kam ihr dann der Gedanke, daß sie verloren sei, wenn sie nicht weiter, weiter eilends flöge und daß auch er es sei, wenn sie vor Mitternacht nicht zur Stelle, ihm zu sagen, was seine Feinde über ihn und seine Krieger beschlossen. Der Wind strich über das Moor dahin, er spannte die Falten des Mantels aus, der sie umhüllte, und traf mit eisigem Hauche ihr glühendes Angesicht, sie achtete seiner nicht; ihr war es, als triebe es sie schneller, immer schneller ihrem Ziele entgegen, als löste sich ihr Körper, eine willenlose Masse, von der ringenden, geängstigten Seele und stürmte, eins geworden mit dem Elemente, vorwärts, das sie auf seinen Flügeln davonzutragen schien,

dem allmächtigen Gedanken gleich, der sie unaufhaltsam getrieben und ihre Seele unempfindlich für das eigene Verderben gemacht, das ihrer hier in der schwarzen Tiefe oder dort unter den Trümmern des zusammen stürzenden Kastells harren konnte.

Und während sie dahin flog, auf dem schnaubenden, schäumenden Tiere, von dessen Kraft allein es abhing, ob sie zur rechten Zeit an ihrem Ziele anlange, kam es über sie mit der Verzweiflung des Verdammten, der vor sich des Paradieses Pforten schließen sieht, von welchen er in eitlem Trotze selbst sich wandte und vor ihr stiegen schemengleich all' die verlorenen Jahre auf, in welchen ihr beleidigter Stolz in seinen Panzer kalter Unnahbarkeit sich hüllte und sie gedachte des Mannes, der um sie geworben und dem sie seinen Jugendfehler nicht zu verzeihen vermocht, wie man des Gestorbenen gedenkt, dessen todte Lippen das Wort der Versöhnung nicht mehr sprechen können, das wir unter Thränen erflehen. Sie dachte daran, daß noch in der vergangenen Nacht ihr Stolz das Zugeständniß ihm verweigert, welches ihre Liebe bereits ihm machte und ihr Herz schrie auf bei der Vorstellung, daß es zu spät vielleicht zur Reue sei, zu spät für jenes Wort, das ihm zu sagen sie in wilder Sehnsucht jetzt verlangte, daß die Sonne für ewig

gesunken, vor deren Lächeln sie geflohen und daß kein Stern des Hoffens mehr die Nacht durchbrechen würde, die sie fortan umgab.

Die glitzernden Zweige der Erlen bogen sich im Winde, es ging wie Klagelaut rings um sie her und dieser Klagelaut, der die Natur durchdrang, war wie ein Wiederhall des Jammers in ihrem eigenen Herzen, dessen pochend atemlose Schläge ihr die Todesglocken verlorenen Glückes erschienen. Der Mond stand hoch am dunkelblauen Firmament; ewiger Gott, wie viel Zeit fehlte noch bis Mitternacht? Sie wußte nicht, wie lange sie bereits dahingeeilt, ob es Minuten, ob es Stunden gewesen, seit sie die Eisesdecke des Moores betreten. Dort drüben in der Ferne erhob sich eine dunkle Masse — sie vermochte es nicht zu unterscheiden, war es der Tannenwald, der das Sumpfland grenzte, war es die Festung schon, der sie entgegenstrebte, des Weges unkundig, instinktmäßig nur die Richtung nehmend, von der sie meinte, daß sie gegen Sichenen führen müsse?

Das Pferd, das rastlos seinen Weg verfolgt, begann plötzlich zu stutzen; Renée bemerkte, daß es zurückwich, statt vorwärts zu gehen, vergebens spornte sie es zu erneuertem Laufe an; schnaubend blieb es stehen, sie fühlte, wie es leise zitterte. Was war es?

Vor ihr dehnte sich an Stelle der weißlichen Eisdecke eine schwarze Masse — sie stieß einen Ruf des Entsetzens aus — das Eis war hier am Rande des Moorlandes geschmolzen, die schlammige Tiefe trennte sie von der Heerstraße drüben, deren vereinzelte Baumreihen sie erst jetzt entdeckte. Sie blickte ratlos um sich; durfte sie den Kräften des Pferdes vertrauen, das sie in wildem Sprunge über diese furchtbare Tiefe tragen sollte? — Zurückzukehren war unmöglich und vorwärts war gewisser Tod, wenn der Sprung nicht gelang, zu welchem sie das schnaubende keuchende Thier jetzt spornte.

Es wich zum zweiten Male zurück — ein Schlag der Gerte trieb es abermals vorwärts; sie fühlte, sie wußte nichts mehr, als daß dort drüben die Straße läge und dort in der Ferne das Kastell, welches sie erreichen mußte, bevor die Uhr zum zwölften Schlage aushob, — mit dem Todesmute der Verzweiflung zwang sie das Tier zu der gewaltigen Leistung. „Allmächtiger Gott, erbarme Dich mein!“

Vor ihren Augen dunkelte es, vor ihren Ohren brauste es wie wilde Meereswogen und während sie ein dumpfes Empfinden hatte, als öffne sich der schwarze Schlund unter ihr, sein Opfer zu empfangen, sauste das Pferd mit seiner Last dahin, im nächsten

Augenblicke auf der steinigen Landstraße in die Kniee brechend. Einige Minuten blieb Renée regungslos auf dem erschöpften Tiere liegen, die Arme um seinen Hals geschlungen, eine bleierne Schwere schien ihre Glieder zu lähmen, ein wirres Durcheinander ihren Geist zu erfüllen und ihr Bewußtsein auszulöschen; mit gewaltiger Anstrengung raffte sie sich empor; da stand er wieder vor ihr, der furchtbare Gedanke, der sie bis hier getrieben, sie wußte plötzlich, daß sie weiter müsse, ob auch ihre Kraft der Aufgabe zu erliegen drohe, daß sie der Schwäche nicht nachgeben dürfe, die sie übermannt, wollte sie nicht Alles, Alles dennoch verloren sehen.

Liebkosend streichelte sie des Pferdes Kopf und half ihm, sich vom Boden zu erheben. „Halt' aus, halt' aus, mein wackeres Tier," sprach sie, „es gilt die Rettung Deines Herrn, der Dich mir zu der eigenen Rettung übergab."

Das Pferd schien sie zu verstehen; wenigstens glaubte sie es, als es, die zierlichen Ohren erhebend, jetzt wieder auf seine Füße schnellte; sie schaute um sich, nein, es war keine Täuschung, — die dunkle Masse dort drüben war Kastell Sichenen; deutlich unterschied sie die spitzen Türme, die starken Befestigungsmauern; die Straße führte fast in gerader

Richtung darauf hin; von neuem Mute belebt, schwang sie sich auf ihr Pferd und es zur letzten Anstrengung treibend, jagte sie auf die Festung zu, die sich in immer klareren Umrissen vor ihren Blicken zeigte.

Zu Sichenen war vor wenigen Stunden Alexander Farnese angelangt, der, von der Eroberung Dalhelms kommend, einen Tag dort rasten wollte. Hendrik d'Avré hatte ihm den üblichen Bericht erstattet, von ihm im Namen Don Juans einige weitere Verhaltungsmaßregeln empfangen und den Feldherrn dann in die Gemächer geleitet, welche für ihn in dem Schlosse hergerichtet worden.

Es fehlte noch eine Viertelstunde an Mitternacht, als der Gouverneur nach einem letzten Rundgange durch die Citadelle sich in sein eigenes Zimmer bebegeben wollte. Sein Weg dorthin führte ihn über den Hof des Kastells, dessen Thore bereits seit geraumer Zeit geschlossen waren; die Söldner hatten längst die Ruhe gesucht, nur der einförmige Schritt der Wachen hallte auf den breiten Quadern des Steinpflasters wieder.

Da plötzlich ließ ein seltsames Geräusch sich außerhalb des Thores vernehmen, — ein dumpfes Pochen, der angstvolle Ruf einer Frauenstimme, die Einlaß zu begehren schien. Hendrik stutzte; er durch-

schritt eilends den Hof, nach der Ursache des soeben Vernommenen zu fragen, doch schon hatten auch die Wachen den Ruf gehört; Einer derselben fragte in barschem Tone, wer am Thore draußen sei.

„Oeffnet, öffnet, um der Heiligen willen,“ tönte es zurück.

Hendrik erbebte bei dem Klange dieser Stimme; welches Blendwerk trog ihn, daß er in derselben die Geliebte zu erkennen meinte?

„Auf das Thor und eine Fackel her,“ befahl er den noch immer zögernden Wachen, „hört Ihr nicht, daß es eine Frau, die Einlaß verlangt?“

Die Eisenstangen, welche das Thor schlossen, wurden langsam zurückgeschoben; doch bevor dasselbe noch ganz geöffnet, drängte sich eine befremdende Erscheinung durch die entstandene Lücke, — ein todtenbleiches Weib auf schäumendem, schweißbedecktem Pferde, das Haar, von dem die schützende Hülle gefallen, in schweren Wogen über ihren Nacken flatternd, die Augen wild verstörten Blickes die vor ihr stehenden Soldaten musternd.

„Wo ist der Gouverneur?“ rief sie. „Ich muß zur Stelle ihn sprechen.“

Hendrik trat aus dem Schatten des Thorbogens in den Lichtschein der Fackel.

„Hier bin ich, Renée," sagte er, betroffen über ihren Anblick. „Was ist es, das Euch in dieser Verstörung nach Sichenen zurückführt?"

Sie war, von seiner Hand unterstützt, von ihrem Pferde geglitten. „Lasset die Soldaten aufrufen, räumt das Kastell, Hendrik," sprach sie mit fliegendem Atem, „eine Mine ist von der Aloysius-Kirche bis hierher gelegt, das Schloß in die Luft zu sprengen."

Hendrik glaubte einen Moment, sie rede irre. „Renée, welcher Gedanke hat Euch erfaßt," erwiderte er, „woher wollt Ihr wissen" —

„Fragt nicht länger, eilt, Euch und die Euren zu retten," drängte sie, „die Diener der Prinzessin haben es verraten, um Mitternacht sollte der Plan zur Ausführung kommen; sendet Leute in die Kirche, vielleicht ist es möglich, die Verschwörer noch zu treffen."

Er hörte schon nicht mehr; mit zwei Schritten war er in das zu ebener Erde gelegene Wachzimmer gestürzt, den dort befindlichen Soldaten den Befehl zur sofortigen Allarmirung der Festung zu erteilen. Mit einer geringen Anzahl seiner Leute eilte er davon, in der Kirche des heiligen Aloysius sich von dem Gehörten selbst zu überzeugen.

Renée blieb in dem Hofe zurück, den in wenigen Minuten ein lärmendes Durcheinander zu füllen begann; es kam ihr nicht in den Sinn, den Umkreis des Kastells zu verlassen, das, ihrer Berechnung nach, in kürzester Frist in eine Stätte der Verwüstung sich verwandeln mußte. Eine todtenhafte Ruhe war über sie gekommen; sie fühlte nur, daß sie ihre Aufgabe gelöst und daß sie länger nicht zu leben begehre, wenn es Hendrik nicht gelingen sollte, das Verderben noch abzuwenden. An ihres Pferdes Hals gelehnt, den Arm um das treue Tier geschlungen, sah sie, wie im Traume, daß die Soldaten sich sammelten, um das Kastell zu verlassen, sie sah, wie der Herzog von Parma, den sie von seinen Jünglingsjahren her noch kannte, mit seinem Gefolge aus den Thoren sprengte, dem Gouverneur zu Hülfe zu eilen, sie hörte plötzlich, wie eine fremde Stimme sie anredete und blickte, sich umwendend, in das bärtige Antlitz eines der Rottenführer, den sie unter Hendriks Leuten gesehen.

„Der Gouverneur schickt mich zu Euch, edle Frau,“ redete der Kriegsmann sie an, „ich soll sofort Euch von hier führen; mit dem, was Ihr sagtet, hat es seine Richtigkeit; von dem Altare aus haben die Schandbuben die Mine bis unter das Kastell gelegt.“

„Und wo, — wo ist der Ritter von Avré?“ stieß

Renée hervor, während es heiß zu ihrem Herzen drang, daß er im Augenblicke höchster Gefahr ihrer Sicherheit gedacht.

„Der Gouverneur war im Begriffe, sich in den unterirdischen Gang zu werfen, als er mich fortschickte, Euch zu schützen," war die Antwort.

Renée machte eine abwehrende Bewegung. „Ich bleibe hier, bis der Ritter wiederkehrt."

„Edle Dame," wagte der Rottenführer einzuwenden, „noch weiß man nicht, unter welchem Teile des Schlosses die Mine sich befindet, ob es nicht mehrere sind, die man legte und ob die Unseren noch Zeit haben werden, der Gefahr zuvorzukommen."

Sie schauderte. „Dann ist auch er verloren," murmelte sie dumpf.

Der Rottenführer sah, daß seine Ueberredung fruchtlos war; schweigend verließ er sie, um zu seinen Soldaten zurückzueilen.

Der Hof hatte sich mehr und mehr geleert; jetzt schlug mit dumpfem Klange die Turmuhr die zwölfte Stunde an, Renée war es, als ob der Schall entfernter Schüsse sich in die drohenden Schläge mische oder war es der Beginn des Endes, das sie an dieser Stelle erwarten wollte? Jetzt tönte es wie Kampfgeschrei, wie wildes Getümmel zu ihr herüber, dem

eine grausige Stille folgte — eine Viertelstunde verging der atemlos Lauschenden mit entsetzlicher Langsamkeit und dann noch eine — doch jetzt vernahm sie den taktmäßigen Schritt heimkehrender Soldaten, dann Rosseshufe durch die Straßen der Stadt jagend; sie näherten sich der Citadelle, der Hof begann von Neuem sich mit Heerhaufen zu füllen und jetzt — jetzt hörte sie ihren Namen rufen: „Renée — wo ist Renée?“ Es war Hendrik d'Avré, der soeben in den Schloßhof sprengte und, von seinem Pferde sich werfend, auf sie zueilte.

„Dank Euch, Renée, die Gefahr ist abgewendet, Ihr habt das Leben dieser hier, sowie das meine gerettet.“

Sie starrte ihn an, als ob sie ihn nicht verstände; die furchtbare Erregung der letzten Stunden, die alle ihre Kräfte fieberisch gespannt, wich mit dieser Botschaft von ihr; unfähig das Glücksgefühl zu ertragen, das übermächtig sie durchflutete, glitt sie bewußtlos an ihm hernieder auf den feuchten Boden. Er hob sie rasch empor, um, seinen Mantel um die leblose Gestalt hüllend, sie in seine Wohnung zu tragen; unter seinen Bemühungen schlug sie die Augen wieder auf, mit wirren, staunenden Blicken um sich schauend.

„Renée, ist Euch jetzt besser?“ fragte eine weiche Stimme neben ihr.

Sie blickte auf den knieenden Mann, der diese Worte zu ihr gesprochen, in seine Augen, die mit seltsamem Ausdrucke auf ihr hafteten und, ehe sie noch wußte, was sie that, hatten ihre Arme sich um sein Haupt geschlungen, es fest und fester an ihr Herz zu drücken.

„Ihr seid gerettet, Hendrik — o, Ihr Heiligen, habt Dank!“

„Gerettet durch Euch,“ sprach er tief bewegt, „Renée, was thatet Ihr für mich?“

„Nichts, was ich nicht noch einmal thäte, wenn die gleiche Gefahr vorhanden.“

Er preßte ihre Hände an seine Lippen. „Und kamet Ihr, mich wieder zu verlassen?“ flüsterte er so leise, daß die Frage wie ein Hauch ihr Ohr nur traf.

Das tiefe Rot, welches seine Worte in ihre Wangen gezaubert, stieg bis zu der weißen Stirn, auf die das blonde gelöste Haar fiel, doch ihre Stimme zitterte nicht, als sie antwortete: „Nie wieder, wenn Du selbst mich nicht von Dir gehen heißest.“

„Renée — mein Eigen!“ Wie ein Jubelschrei kam der Ausruf aus der Brust des Mannes vor ihr

und freudeweinend schmiegte sie sich in die Arme, die sie fest umschlossen.

Renée war es, die zuerst ihre Fassung wiedergewann; in ihren Augen glänzten noch die Thränen, die sie an seiner Brust geweint, doch ihre Lippen lächelten zu ihm empor.

„Bist Du zufrieden jetzt, hoffärtiger Mann? Was Du gewollt, es ist geschehen — ich kam zu Dir!“

Seine Küsse schienen ihr jede weitere Mahnung unmöglich machen zu wollen.

„Vergiß, Geliebte, was ich jemals Thörichtes gesprochen,“ bat er, „ich habe endlich — endlich Dich errungen, Du bist mein.“

„Du sprachest nichts Thörichtes, Hendrik; was Du verlangtest war Dein Recht.“

Er blickte halb lächelnd, halb traurig zu ihr nieder. „Und erst in Todesgefahr mußtest Du mich wissen, um dasselbe anzuerkennen?“

Sie wandte sich halb ab.

„Kannst Du vergeben, Hendrik, daß ich Dir so viele Jahre vorenthielt, die uns Beiden jetzt unwiederbringlich verloren?“

„Sie werden uns ersetzt durch Ewigkeiten des Glückes, welche vor uns liegen; sei getrost, uns trennt auf Erden jetzt Nichts mehr.“

Die Thür wurde hastig aufgerissen; der Herzog von Parma erschien mit mehreren Rittern seines Gefolges auf der Schwelle, etwas überrascht auf die Verlobten schauend, die bei seinem Eindringen auseinander schreckten.

„Ich kam der mutigen Botin meinen Dank auszusprechen, die heute Nacht unser Aller Leben gerettet," sagte er, sich vor Renée verneigend, „doch muß ich zu meiner Betrübniß gewahren, daß ihr an meinem Danke vielleicht weniger gelegen, als an dem eines Andern, dem wahrscheinlich auch die heldenmütige That gegolten."

„Ew. fürstliche Gnaden hat das Rechte getroffen," erwiderte Hendrik, den Arm von Neuem um die Geliebte legend, „aber wenn auch Renée Schauenborg, meine vielteure Braut, zunächst die Sorge um mich zu uns trieb, so wird es ihrem Herzen hohe Freude sein auch Euch, gnädiger Herr, und die Tapferen bewahrt zu wissen, die mit uns in der gleichen Gefahr sich befanden."

„Ist dieses Wahrheit, holde Dame?" wandte Alexander sich lächelnd an Renée. „Mir ward von einem der Hauptleute gesagt, daß Ihr bis gestern noch der Partei unserer Gegner angehörtet."

Renée erwiderte ruhig des Herzogs forschenden Blick.

„Als ich in dieser Nacht mich von der Prinzessin, meiner bisherigen Herrin, für immer trennte, fürstliche Gnaden," antwortete sie, „gedachte ich nicht, welcher Partei ich angehörte, noch ferner angehören würde. Ich wußte nur, daß meine Bahn dorthin führe, wo die Desjenigen geht, in dem ich meinen zukünftigen Gatten liebe und ehre."

„Doch wie gelang es Dir, Renée, rechtzeitig noch zu uns zu kommen?" fragte Hendrik. „Wie fandest Du den Weg, der Dir doch unbekannt, wie ich gestern von Dir hörte?"

„Ich suchte keinen Weg, Hendrik, denn ich bin über das Moor geritten."

Ein Ausruf allgemeinen Staunens ging durch den Kreis der Versammelten; Alexander Farnese ergriff Renée's Hand, sie achtungsvoll an seine Lippen zu führen.

„Gestattet mir, sehr edles Fräulein, Euch zu dem Danke, den ich empfinde, auch meine Bewunderung für Eure herrliche That auszudrücken und wollet Ihr mir eine Gunst gewähren, so erbitte ich von Euch die Ehre, bei Eurer Hochzeit mit dem Ritter von Avré als Brautführer mich anzunehmen."

„Erweiset, Ihr Herren," sprach er zu den Edelleuten seines Gefolges, „der heldenmütigen Braut des Gouverneurs von Sichenen Eure Huldigung."

Die Ritter und Hauptleute näherten sich Renée, um, vor ihr das Knie beugend, ihre Hand zu küssen, der Herzog trat zu Hendrik, der leuchtenden Blickes auf seine Verlobte schaute.

„Ich bleibe nur noch einen Tag hier, Ritter von Avré," sagte er, „ist es Euch recht, wenn wir am morgenden Tage im Beisein der hier versammelten Truppen Eure Hochzeit feiern?"

Hendrik wandte sich zu seiner Braut. „Dies hast Du, Geliebte, zu entscheiden; Du hörtest, was Seine fürstliche Gnaden sagte."

Sie errötete tief, als sie die Blicke der Männer fragend auf sich gerichtet sah; Alexander Farnese lächelte, als er ihre Zögerung bemerkte.

„Wollt Ihr die Freude uns nicht gönnen, bei Eurem Ehrenfeste gegenwärtig zu sein?" fragte er.

Und ihre Hand in die ihres Verlobten legend, erwiderte sie: „Es soll so sein, wie Ihr, gnädiger Herr, es bestimmet."

Die Nacht war schon weit vorgeschritten, als Hendrik seine Braut in ihr Zimmer geleitete, an dessen Schwelle er heute mit der Gewißheit des seligsten Wiedersehens scheiden durfte. Renée hielt ihn, nachdem er Abschied genommen, noch einmal zurück.

„Das Pferd, das mich hierher getragen, versorge

mir wohl," bat sie, „ihm dankst Du Deine Rettung zu gleichen Teilen, wie mir."

„Dein Pferd, Geliebte," antwortete er, „übergab ich zur Pflege meinem Troßmeister schon, als ich Dich hinauf in das Schloß trug. Es hat heute seinen letzten Dienst gethan, indem es Dich, mein höchstes Glück, zu mir gebracht; fortan wird es einen Ehrenplatz unter seinen Gefährten haben und nur der Herrin noch zu Diensten sein, sobald sie es verlangt." —

Am nächsten Morgen fand unter den Bürgern von Sichenen eine strenge Untersuchung statt, wieweit sie an der Verschwörung Jener beteiligt gewesen, welche man in der Kirche und im Minengange selbst angetroffen, die Unthat vorzubereiten, welche nur Renée's Dazwischenkunft verhindert. Des Herzogs Zorn war sehr geneigt, die Bürger alle büßen zu lassen für das, was einige der Ihren auszuführen gedacht und sie zu gleichem Schicksal zu verurteilen, wie es die Verschwörer bereits getroffen, als man sie am Orte der That ergriffen.

Die Bitten Renée's hatten endlich es vermocht, ihn zur Milde umzustimmen. „Ihr wolltet diesen Tag zu einem Tage des Glückes für mich gestalten, gnädiger Herr," hatte sie gesprochen, „so lasset mich

als eine Verheißung desselben von Euch erflehen, daß er rein bleibe von vergossenem Blute."

Und Parma hatte nach einigem Zaudern der Retterin der Seinen die Bitte gewährt.

Kurze Zeit vor der zu ihrer Trauung festgesetzten Stunde trat Hendrik in das Zimmer seiner Braut, in seiner Hand einen blitzenden Gegenstand, den er jedoch den Blicken der Geliebten zu entziehen suchte.

„Die Eile unserer Hochzeitsfeier, teure Renée," sagte er, „verhindert mich Dir einen Schmuck herbeizuschaffen, der dieses Tages würdig sei. So nimm denn, was ich mir wider Deinen Willen aneignete, die Kette hier, die mich auf allen meinen Zügen treu begleitet, ein Talisman der Verheißung, daß Du endlich mein werdest."

Er legte das Geschmeide um ihren Hals, welches Nathan ihm vor Jahren bereits verkauft, mit dem Erlöse desselben Renée's Zukunft zu sichern. Sie hielt die Hand fest, die es soeben geschlossen.

„Du warst der Käufer, den mir Nathan nicht verraten wollte; mir sagte es mein Herz, als ich vor Jahresfrist den Alten sprach."

„Ich war es, Renée."

„Und Du warst es — nein, schüttle nicht den Kopf — der Nathan jene erste Warnung für mich

gab, als man mir den Vater ermordete und ich vor Alba's Zorne fliehen mußte."

Er schloß ihr mit einem Kusse den Mund. „Muß ich denn Alles Dir bekennen, Gebieterin, an diesem Tage, der Dir ganz gehört?"

Sie schwieg einige Minuten. „So wachte Deine Treue unermüdlich über mir und ich vermochte an Dir zu zweifeln," sprach sie.

Er erhob mit sanfter Gewalt ihr gesenktes Angesicht. „Lasse das Vergangene denn begraben sein, Geliebte, dessen Schatten vor dem Glanze der Gegenwart entschwanden. Ich durfte Deiner Prüfung volles Maß bestehen, Du weißt es jetzt, und weißt auch, daß ein schwererkämpftes Glück wohl höheren Dank verdient, als solches, das uns mühelos zu Teil geworden. — Nein, keine Thränen, Renée, an diesem Freudentage, der so stürmisch über uns gekommen, wie die Fügung, die dieses stolze schöne Herz bezwang; — ich höre den Herzog nahen, der Dich zu unserer Trauung zu holen kommt."

Er eilte Farnese die Thür zu öffnen, der mit ehrerbietigem Gruße sich der Jungfrau näherte.

„Ihr habt mir gestattet, edles Fräulein, Euer Führer bei Eurer Trauung zu sein," sprach er, „ich komme Eure Hand mir zu erbitten, Euch zum Altare

zu geleiten. Der Weg bis dorthin wird ein kurzer sein, denn unsere Truppen haben, meinem Befehle gemäß, den Altar in dem Hofe des Kastells errichtet, damit das ganze hier versammelte Heer dem heiligen Akte beiwohnen könne. Wollet mir dies eigenmächtige Verfahren verzeihen; Ihr wünschtet an Eurem Ehrentage kein Blut zu sehen und daher konnte ich die Kirche, in der gestern der Kampf mit den Verschwörern stattfand, nicht zu Eurer Hochzeitsfeier bestimmen. Doch seid unbesorgt; den Traubimmel werden Euch die Fahnen der Regimenter bilden, die Euch ihre Errettung danken, — keine Braut soll jemals geehrt werden, wie die heldenmütige Renée, deren Namen noch in fernen Zeiten von den Unseren mit Bewunderung und Stolz genannt werden wird."

Die Märzsonne, welche ihren Schein im Mittagsleuchten in den Hof des Schlosses sandte, bestrahlte wenige Minuten später ein seltsam festliches Bild; im Angesichte der versammelten Truppen fand durch den Feldpriester des Heeres die Trauung des Gouverneurs mit Renée Schauenborg statt. Die Fahnenträger hielten ihre Fahnen hoch über das Haupt der ritterlichen Frau, an deren Seite der Herzog von Parma stand, dessen Hand sie dem Verlobten übergab und als die heilige Handlung vorüber und Hendrik

d'Avré mit seiner Gattin den Versammelten grüßend sich zuwandte, da erhob sich unter den Soldaten ein brausendes Jubelrufen und jeder mühte sich, die bräutliche Frau zu sehen, die gestern Nacht über das Moor geritten, dem Geliebten und der ihm anvertrauten Veste Rettung zu bringen.

Viertes Kapitel.

Alexander Farnese kehrte erst Anfang April mit einem Teile seiner Truppen nach Namur zurück, um sich mit Juan wieder zu vereinigen, welcher in der genannten Stadt eine feste Residenz aufgeschlagen hatte und kurz vor ihm dort eingetroffen war. Die beiden Feldherren konnten im Allgemeinen mit den Erfolgen ihrer letzten Waffenthaten zufrieden sein, doch mangelte immer noch die erbetene Unterstützung an Geld und Truppen aus Spanien, welche sich von Woche zu Woche als notwendiger erwies, da, durch die Fortschritte der ihnen feindlichen Waffen erschreckt, auch die Staaten ihre Rüstungen jetzt mit vollem Eifer betrieben.

Die Unterhandlungen mit den fremden Fürsten, die sich zu ihrem Beistande erboten, wurden wieder aufgenommen; während die Calvinisten den Pfalzgrafen Johann Casimir zu Hülfe gegen die spanischen

Bedrücker gerufen, war der katholische Adel auf das Anerbieten des Herzogs von Alençon-Anjou eingegangen, der ein Heer von 12,000 Mann in die Provinzen führen wollte.

Mit diesen sich widerstrebenden Plänen und Wünschen war von Neuem einem Parteihader Thür und Thor geöffnet, welcher den mühsam errichteten Bau der Einheit unrettbar zu Falle bringen mußte; es war von Oranien nicht zu erwarten, daß er einem etwaigen neuen Statthalter, als welchen man Franz von Anjou bereits nannte, mehr Uebergewicht einräumen würde, als dem von ihm völlig abhängigen Matthias, ebensowenig verfiel der ihm feindliche Adel auf den zunächst liegenden Ausweg, statt eines Fremden, Oranien selbst die oberste Würde im Staate anzutragen. Johann Casimir stellte die Bedingung, als freier Feldhauptmann, unbeirrt durch die Vorschriften eines Anderen, handeln zu dürfen und verweigerte zuvörderst dem Generalkapitän der Niederlande, Grafen Bossu, jeden Gehorsam, während Franz von Anjou nach dem Oberbefehle über das gesammte Heer strebte und im Stillen Oranien entgegen arbeitete; es war keine Uebertreibung, wenn Landgraf Wilhelm von Hessen diese niederländischen Zustände mit einem confusen Chaos verglich, zu dessen Rege-

lung eines Gottes, nicht eines Menschen Hand mehr erforderlich sei.

Dennoch mußte das erwartete Herannahen der verschiedenen Hülfsheere, von wieviel widerstreitenden Absichten sie auch geleitet wurden, der immerhin geringeren Wehrkraft gefahrvoll werden, über welche Juan gebot, und mehr und mehr begann die schreckliche Gewißheit ihn zu erfüllen, daß er in diesem Kampfe unterliegen müsse, noch bevor die erflehte Hülfe von Spanien aus einträfe. Vergebens hatte er durch Escovedo dem Könige die Gefahr seiner Lage darstellen lassen und in leidenschaftlicher Ungeduld endlich die Rückkehr seines Vertrauten verlangt. Don Philipp sandte weder das Geld, dessen sein Bruder bedurfte, um in seinem Namen mit Nachdruck handeln zu können, noch den Geheimschreiber zurück, ja, endlich blieben alle Antworten auf die halbverzweifelten Briefe aus, welche Juan an den König oder an dessen Staatssekretär und Günstling, Antonio Perez, richtete.

Es waren in aufreibender Spannung abermals mehrere Wochen vergangen, während welcher man zu Namur dem Kommenden mit Unruhe entgegen sah, als Octavio Gonzaga, der, seit Escovedo seinen Herrn verlassen, die Stelle des Vertrauten bei Letzterem

einnahm, zu dem Herzoge von Parma beschieden wurde.

„Schließet die Thür wohl hinter Euch," redete Alexander den Ritter an, „es braucht vor der Hand Niemand zu erlauschen, was ich Euch mitzuteilen habe."

Der Graf gehorchte; es war ihm nicht entgangen, daß der Herzog sich in ungewöhnlicher Aufregung befand. Alexander blätterte, als Gonzaga wieder zu ihm trat, mit einer gewissen Hast in den vor ihm liegenden Papieren, die er im nächsten Augenblicke wieder achtlos durcheinander warf; die Mitteilung schien ihm nicht leicht zu werden, die er dem Ritter zu machen hatte.

„Ich habe vor einer halben Stunde durch einen besonderen Boten Briefe aus Madrid erhalten," begann er endlich, „und Euch, Graf Gonzaga, will ich vertrauen, was mir durch dieselben übermittelt wurde. Ihr stehet Seiner Hoheit, meinem Oheim, nahe genug, um ihm mit Schonung beibringen zu können, was ihn schmerzen wird und was man ihm nicht ersparen kann, sobald als möglich zu wissen."

„Ew. fürstliche Gnaden hat eine Trauerbotschaft aus Madrid erhalten," fragte Octavio beunruhigt, „die meinen gnädigen Herrn besonders angeht?"

„Ja, Gonzaga," erwiderte der Herzog, „Don Juans treuester Diener, Escovedo, ist zu Madrid ermordet worden und Ihr müsset ihm dies mitteilen, denn ich erkläre Euch sogleich, daß ich es nicht vermag."

Octavio konnte nur mit Mühe einen Ruf des Schreckens unterdrücken. „Escovedo — ermordet?" wiederholte er fassungslos. „O deshalb ließ ihn Seine Hoheit so schweren Herzens scheiden; ihm sagte seine Ahnung, daß er ihn nicht wiedersehe."

„Diese Ahnung hat ihn leider nicht getäuscht," sprach Farnese, „und wie ich aus dem Briefe entnehmen muß, der mir von Freundeshand aus Madrid zugekommen, geschah sein Tod auf Veranlassung König Philipps selbst, bei dem Antonio Perez ihn der Verräterei angeklagt."

Octavio Gonzaga erbleichte; das Mißtrauen, welches man gegen Escovedo dem Könige erweckt, galt nicht nur ihm allein; er wußte, daß man in dem Diener den Herrn zu strafen trachtete, dessen Pläne, dessen geheime Wünsche Jener stets zu fördern bestrebt gewesen.

„Ew. fürstliche Gnaden wollen verzeihen, wenn ich mich des gegebenen Auftrages nur schwer zu entledigen vermag," sagte er beklommen, „ich bin in

tiefster Seele besorgt, welchen Eindruck diese Nachricht auf meinen Herrn hervorbringen muß."

„Gonzaga, ich begreife dies, doch ich kann Euch nicht davon befreien," sprach Alexander entschieden. „Ich selbst — ich wiederhole es Euch — werde es Don Juan nicht sagen. Auch ich befürchte den Eindruck dieser Mitteilung bei seiner ohnedies gereizten und trüben Stimmung. Ihr seid sein Freund; schonet ihn, soviel Ihr könnt, doch sorgt, daß er es baldmöglichst erfahre, ehe weitere Schritte vielleicht — gegen Andere gethan werden."

Er hätte fast dem Gedanken Ausdruck gegeben, der ihn beherrschte, seit er jene Nachricht empfangen und den zu äußern ihm dennoch eine Unvorsichtigkeit erschien. Octavio verneigte sich schweigend und verließ das Gemach; er begriff sehr wohl, daß Alexander Farnese das traurige Amt beharrlich von sich wies, Don Juan von dem Geschehenen zu unterrichten, aber er schrak selbst vor dem ihm erteilten Auftrage zurück, den dennoch kein Anderer — er wußte es — ohne Sträuben übernehmen würde.

Der Herzog von Parma hatte sich, nachdem Octavio ihn verlassen, von Neuem den erhaltenen Briefen zugewendet, die ihm über die näheren Um-

stände Aufklärung gaben, unter welchen sich der Mord Escovedo's vollzogen.

Wie schon erwähnt, standen Juan und sein Geheimschreiber in einem lebhaften Briefwechsel mit Antonio Perez und Beide schenkten ihm ein Vertrauen, dessen er durchaus nicht würdig war. Erst seit seinem Aufenthalte in den Niederlanden war Juan in seinen Mitteilungen an den vielvermögenden Günstling Philipps II. etwas zurückhaltender gewesen, ahnungslos allerdings, daß Antonio Perez längst zum Verräter an ihm und Escovedo geworden und jeden ihrer Wünsche, ihrer Beschwerden, sowie ihrer geheimsten Pläne, dem Könige hinterbrachte, dessen stilles Mißtrauen gegen den Bruder geflissentlich zu nähren. Wie in den Niederlanden die Eifersucht Oraniens den gefährlichen Rivalen in der Gunst seiner Landsleute mit allen Mitteln zu verdrängen suchte, die sein erfinderischer Geist ihm eingab, so geschah es in Spanien von Philipps Seite, als man mit Stolz auf den Sohn Kaiser Karls blickte, den die Natur mit allen Herrschereigenschaften verschwenderisch ausgestattet, welche sie Don Philipp versagt.

Der König kannte die Vorliebe seiner Unterthanen für seinen jungen schönen Bruder, dessen hinreißende Liebenswürdigkeit ihm allerwärts die Herzen

gewann, wie seine Tapferkeit ihm die Bewunderung und Anerkennung selbst der kältesten Verstandesmenschen sicherte. Er wußte, daß das Heer, der Adel, ja, auch die Masse des Volkes den feurigen jungen Helden ihm vorzog, der niemals eine Schlacht geschlagen und in einsamer Gebetszelle seinen Bußübungen oblag, während der Jugendeifer Don Juans ihn zu raschen Thaten drängte, welche mehr als einmal glänzendes Gelingen krönte, und wie der Neid auf Jenes Vorzüge von Jahr zu Jahr mehr Raum in seinem kalten argwöhnischen Herzen gewonnen, reifte auch der Entschluß in ihm des jungen Feldherrn Handeln fortan zu lähmen und ihm kein eigenmächtiges Verfahren mehr zu gestatten.

Der Ehrgeiz Juans, durch den Ruhm der vollbrachten Thaten sich des kaiserlichen Vaters würdig zu zeigen, aus eigener Kraft die Stellung sich zu schaffen, die den Makel seiner Geburt vergessen ließ, wurde von ihm nie begriffen; er galt ihm vielmehr als eine Anmaßung, als ein Eingriff in die eigenen Rechte, die das ungestüme Vorwärtsstreben Juans zu schmälern dachte und willig lieh er den Verdächtigungen das Ohr, die ihm erzählten, daß sein Bruder, um ein Königreich zu gewinnen, auf welches alle seine Wünsche gerichtet seien, auch vor einem Ver-

rate an seinem Herrn und Könige nicht zurückschrecken werde.

Hatte er nicht durch Antonio Perez erfahren, daß Juan seine Pläne mit Bezug auf England, immer noch nicht aufgegeben, ging jetzt nicht aus den Niederlanden das Gerücht ihm zu, daß sein Bruder eine selbstständige Herrschaft dort erstrebe, daß er sogar, um zu seinem Ziele zu gelangen, eine Vermählung mit der Königin Elisabeth von England bezwecke? König Philipp ahnte nicht, daß er in dieser letzteren Beziehung abermals ein Opfer der überlegenen Intriguenkunst Oraniens geworden, der dieses Gerücht absichtlich verbreitet, um sich von dem ihm verhaßten Statthalter zu befreien und ihn dergestalt bei dem Monarchen zu verdächtigen, daß dieser ihm einen immer engeren Wirkungskreis zuerteile.

Wie beiden Männern jedes Mittel gerecht erschien, sich gegenseitig zu schaden und zu bekämpfen, hatte Oranien auch, wohlwissend was er that, zu dieser Maßregel gegriffen, von der er voraussetzen konnte, daß sie genügend sei, Juan zu verderben, selbst wenn jenes Gerücht auch nur zu einem geringen Teile von dem argwöhnischen Könige geglaubt würde.

Es war begreiflich, daß unter solchen Umständen

Escovedo's Aufträge an den König bei dem Letzteren ein wenig geneigtes Ohr fanden; er erblickte in denselben nur die Bestätigung dessen, was er längst mutmaßte: die von ihm mit solcher Dringlichkeit verlangte Unterstützung sollte Juan den Weg zu dem Königsthrone bahnen, nach welchem sein Ehrgeiz trachtete. Er erteilte daher seinem Günstlinge Antonio Perez den Befehl, Escovedo mit Ausflüchten und leeren Versprechungen möglichst lange hinzuhalten, keinesfalls jedoch es zu gestatten, daß derselbe Spanien verließe.

Antonio Perez kam dem Auftrage mit großer Pünktlichkeit nach; er hatte in Escovedo dem Könige stets die Persönlichkeit geschildert, die auf Juans Entschlüsse von verderblichstem Einflusse sei, indem sie seiner maßlosen Ruhmessucht schmeichle und in ihm das Streben nach Erweiterung seiner Macht anfache. Während er daher dem Geheimschreiber Freundschaft heuchelte, um seine weiteren Pläne ausspähen zu können, ließ er ihn insgeheim auf das Genaueste bewachen und jeden seiner Schritte dem Könige hinterbringen.

Escovedo konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß man ihn mit argwöhnischen Blicken betrachte und, obwohl er die Gefahr auch für sich selbst er-

kannte, in der er schwebte, bangte er mehr noch für seinen Herrn, den er plötzlich von einem Gewebe von Verrat und Tücke umgeben sah, wie er schlimmer es sich nicht ausmalen konnte. In seiner Sorge zu seinem Gebieter zurückzukehren, der ihn mit ebensoviel Sehnsucht als Unruhe erwartete, erinnerte er sich der Mitteilung, die Alexander Farnese Juan über die Beziehungen gemacht, welche Antonio Perez zu der Gemahlin Ruy Gomez', Fürsten von Eboli, unterhielt und er beschloß, dieselben seinen Zwecken nutzbar zu machen. Als früherer Untergebener des Fürsten war es ihm ein Leichtes, Eingang in das Haus desselben zu erhalten, um sich von der Wahrheit des Gehörten zu überzeugen und unter der Drohung, die Treulosigkeit des Günstlings und der Fürstin, welche Letztere als Geliebte Philipps galt, dem Könige mitteilen zu wollen, verlangte er von Antonio Perez die endliche Erledigung seiner Aufträge.

Der Staatssekretär ging anscheinend auf dieses Verlangen ein, während die Fürstin, beleidigt durch die Vorstellungen, welche Escovedo auch ihr zu machen wagte, schonungslos ihren Verrat an dem königlichen Geliebten eingestand und dem unbequemen Mahner ihr Haus verbot. Da sie jedoch, und nicht mit Unrecht, Escovedo's Rache fürchtete, drang sie in Antonio

Perez auf Bestrafung desselben oder gänzliche Befreiung von dem Mitwisser eines Geheimnisses, das ihnen Beiden zum Verderben gereichen könne.

Antonio war augenblicklich bereit dazu; ein Menschenleben wog nicht viel in jenen Zeiten und Philipps Günstling wußte auch, daß es nur eines Wortes an seinen Herrn bedürfe, um diesen selbst zum Urheber einer That zu machen, die von ihm ebenso lebhaft gewünscht wurde. Er bemühte sich daher noch eifriger, als zuvor, den König davon zu überzeugen, daß in Escovedo Don Juan ein Ratgeber zur Seite stehe, der um so gefährlicher für das Wohl des spanischen Reiches sei, da man ihm in vergangener Zeit allzuviel Vertrauen geschenkt, er erinnerte daran, daß er den Vermittler zwischen Juan und den Guisen abgebe, daß man schon seitens der Staaten auf die Entfernung dieses Mannes gedrungen und während Escovedo von Tage zu Tage seiner Beurlaubung von Madrid entgegensah, um zu seinem Herrn zurückeilen zu dürfen, berief Philipp einen geheimen Staatsrat, um mit demselben über die gegen Juan und seinen Vertrauten zu ergreifenden Maßregeln zu verhandeln.

Die Gefahr eines offenen Angriffes jedoch auf die Person des Abgesandten Don Juans war zu nahe-

liegend, um dem Gedanken Raum zu geben, ihn zu verhaften, auch war der König, der Juans veränderte Stimmung gegen ihn selbst wohl erkannte, in Sorge, daß der Tiefgekränkte sich von seiner Leidenschaftlichkeit dann zu offener Empörung hinreißen lassen könne und so entschied man sich zur geheimen Ermordung Escovedo's, die in der öffentlichen Meinung ebensowohl als ein Akt der Privatrache gelten konnte. *)

Am 31. März überfielen auf dem Platze von San Jago gedungene Mörder den Unglücklichen, um ihn, nach kurzer verzweifelter Gegenwehr, niederzustoßen.

Alexander Farnese hatte nicht mit Unrecht den Eindruck gefürchtet, den die Nachricht von dem Tode Escovedo's auf seinen Freund machen müsse und sich daher dem unliebsamen Amte entzogen, ihm denselben mitzuteilen. Doch es war nicht der Schmerz um den Verlust seines treuesten Dieners allein, der den empfangenen Schlag zu einem so vernichtenden für Juan machte; er fühlte, daß jener Messerstoß, der ihm den Freund und Vertrauten geraubt, gleichzeitig gegen seine eigene Brust geführt worden und wie die

*) Die Ermordung Escovedo's war durch ein Handbillet Philipps angeordnet worden, das Antonio Perez später keinen Anstand nahm, zu veröffentlichen.

dunkle Ahnung, die ihn so lange Zeit beherrscht, in seiner Seele mehr und mehr Gestalt gewann, so glaubte er die Hand zu erkennen, die jenen Stoß geführt, — die kalte gebieterische Hand, die sein eigenes hochschlagendes Herz umklammern würde, bis es den feurigen Schlag verlernt, der es einst fernen glänzenden Zielen entgegen trieb. Ach, wohin waren sie entschwunden, jene erträumten Ziele, wohin zerflattert die stolzen Hoffnungen, die vor Jahren des Jünglings Brust geschwellt?

In den langen einsamen Tagen, die er, an das Krankenzimmer gefesselt, über sein vergangenes und gegenwärtiges Leben grübelte, dachte er ihrer und sie schienen vor ihm aufzusteigen, wie jene Todten in stiller Stunde vor uns erstehen, die das Schicksal uns zu frühe entrissen und die in unserer Erinnerung fortleben, in der Schöne, die sie schmückte, da sie noch unser eigen waren, während wir es an dem Schmerze um sie nur zu fühlen vermögen, daß kein irdisch Sehnen jemals über die Schranke zu reichen fähig, die sie von uns trennt. Und wie sie vor seinem inneren Blicke verblaßten, bis nichts mehr von ihnen geblieben, als der Schatten dessen, was sie einst ihm waren, stieg das Bild der Zukunft plötzlich vor ihm auf, die von jetzt an vor ihm lag — eine öde,

schattenlose Fläche, über der der Himmel grau sich wölbte, sonnenlos und sternenlos, und er fühlte, daß sein Leben fortan zu Denjenigen zählen werde, die im Kampfe mit den feindseligen Mächten zerschellt, ruhmlos untersanken, ohne jene Spur zu hinterlassen, die den Schritten der Gewaltigen auf dieser Erde folgt.

Der kranke Feldherr greift in das blonde Haar bei dieser Vorstellung; sterben, ja, sterben — des Kriegers Tod auf offenem Felde, unter den bewährten Kampfgenossen — welch ein herrlich Ende das wäre! Ueber sich des weiten Himmels Blau, in dem halbumnachteten Geiste noch den Siegesruf der Seinen wiederhallend, statt mit gebundenen Händen machtlos dem Verderben zuzuschauen, das ein verblendeter Herrscher über sein eigenes Land verhängte! In nie endenden Sorgen, in widerwärtigem Hader hin und her die Kräfte seines Geistes aufzureiben, bis der Körper selbst darunter erlag und es ihm nicht mehr gelingen konnte, seine und seines Heeres Ehre zu erretten, das mit ihm in eine gleich unwürdige Lage gedrängt worden.

Und wenn Philipp ihn, trotz seiner Bitten um Abberufung, auf diesem verhaßten Posten belassen wollte, geschah es nicht, weil der König wußte, daß er endlich demselben zum Opfer fallen würde und Philipp

hierdurch der Notwendigkeit überhoben wurde, ihn zu sich zurück nach Madrid zu bescheiden, um ihm einen andern, seinem Range und seiner Begabung angemessenen Wirkungskreis anzuweisen? Er empfand, daß er des Königs Vertrauen niemals im Leben wieder erwerben würde; Philipp gehörte zu den Menschen, die den Argwohn nie zu überwinden vermögen, den sie einmal faßten und er wußte, daß ein solcher gleichbedeutend mit einem Todesurteil sei. Der Herzog von Parma, welchem Juan, nicht ohne inneren Kampf, den Oberbefehl über das Heer bis zu seiner Wiederherstellung übertragen, fand, so oft er den Freund besuchte, diesen in dumpfem Sinnen, aus dem ihn selbst Alexanders Gegenwart nur schwer zu lösen vermochte und der Herzog ahnte, daß Juan mit einem Entschlusse ringe, welchen dem Gefährten mitzuteilen er sich noch nicht überwinden konnte. Alexander fragte sich vergebens, worin derselbe bestehe; er wagte dem Gedanken nicht Eingang zu gestatten, der zu öfteren Malen in ihm aufgetaucht, wenn er die Bitterkeit Juans gegen Don Philipp gewahrte, und den er jedesmal wie eine ungerechte Anklage gegen seinen Freund zurückdrängte.

Der Frühling war bereits in das Land gezogen, als Juan wieder genesen in seine Stellung zurück-

trat, die Last der Mühen und Pflichten von Neuem auf seine Schultern zu nehmen, die mit jedem Tage schwerer zu werden schien.

Das Heer lagerte noch in und um Namur, mit Ausnahme der Besatzungen welche die eroberten Vesten hielten. Juan hatte sich geweigert eine andere Residenz, als die genannte Stadt zu wählen, und Farnese wußte, weshalb er sich nicht entschließen konnte, sie mit einer andern zu vertauschen. Er wußte auch, weshalb Juan plötzlich Hendrik d'Avré häufiger als sonst in seine Umgebung zog, besonders seit der bisherige Gouverneur von Sichenen seine Gattin dem Schutze des Klosters von St. Fleuret anvertraut, wo er sie sicherer glaubte, als in einer der besetzten Städte, die in kürzerer oder längerer Zeit von den heranziehenden Feinden genommen werden konnten.

Doch Juans leidenschaftlicher Ungeduld begannen die spärlichen Nachrichten bald nicht mehr zu genügen, die Hendrik ihm auf sein Befragen über Charitas zu geben vermochte, so wenig wie die flüchtigen Momente ihm genügten, in welchen er die Geliebte im Vorübergehen erblickte, nicht wagend, sie anzureden, weil stets eine Hüterin an ihrer Seite ging und dennoch der Versuchung immer wieder nachgebend, ihren Weg zu kreuzen.

So hatte er sich endlich entschlossen, Hendrik bei seinem nächsten Besuche in St. Fleuret einen Brief an Charitas mitzugeben, den diese durch Renée am leichtesten empfangen konnte und der Ritter hatte ihm versprechen müssen, die Antwort darauf sofort zurückzubringen.

Der Auftrag kam Hendrik ziemlich unerwünscht und, trotz seiner Zusage an den Fürsten, begann er zuvor mit seiner Gattin zu beraten, ob er ihn in der That ausführen solle.

„Ich weiß nicht, ob ich nicht besser thue, Charitas den Brief vorzuenthalten,“ sprach er zu Renée, als er mit ihr im Garten des Klosters auf und nieder ging, „ich halte es für ein geringeres Unrecht, Don Juan mit einer anderen Botschaft, als der vielleicht erwarteten, zu enttäuschen, als diese Sache zu begünstigen, von der ich nach keiner Richtung hin Gutes voraussehen kann.“

„Du willst Charitas den Brief nicht geben?“ fragte Renée mit leisem Vorwurfe.

„Ich möchte fast nicht, geliebtes Weib; es ist das Einfachere, wenn ich ihr mündlich einen Gruß des Prinzen ausrichte und von ihr ein Wort an ihn zurücknehme.“

„Aber Du weißt ja gar nicht, was der Brief enthält.“

„Eben deshalb, teure Renée; ich zöge es aus diesem Grunde vor, ihn nicht an seine Bestimmung gelangen zu lassen.“

„O Hendrik, wie kannst Du so grausam sein?“ sprach Renée, ihr Haupt an seine Schulter schmiegend. „Sie liebt ihn — Du weißt es so gut, als ich, Du hast es schon erraten, als sie noch in Brüssel war und hättest Du gesehen, wie sie in den letzten Wochen gelitten, als sie ihn krank wußte, Du würdest ihr das karge Glück nicht weigern, die Zeilen lesen zu dürfen, die er für sie schrieb.“

„Der Schmerz, den ich ihr damit bereite, ist vielleicht ein geringerer, im Vergleiche zu dem, der ihr durch ihn bestimmt, zu dem ein unglückselig Verhängniß sie geführt,“ bemerkte er.

Renée richtete sich entschlossen empor. „So gieb mir den Brief, wenn es Dein Gewissen bedrückt, ihn abzuliefern.“

„Meinst Du, Gebieterin?“ lächelte er. „Und willst Du auch die Verantwortung für Beider Schicksal übernehmen, wenn Du die Hand bietest, dasselbe zu erfüllen?“

„Vielleicht auch diese, Hendrik, wenn ich indiesem Augenblicke auch nur empfinde, daß wir kein Recht haben, hindernd in dasselbe einzugreifen.“

„Dein Frauenherz gewinnt es nicht über sich, zwei Liebende zu scheiden, wie mir vorkommt," scherzte Hendrik. „Wer hätte dies von Renée Schauenborg geglaubt?"

„Du arger Spötter! Als ob ich Dir erst sagen müßte, daß ich in des eigenen Glückes Fülle mit Schmerz nur Diejenigen darben sehen kann, die mir teuer sind. Gieb mir den Brief, Geliebter; sieh, dort kommt Charitas; hast Du das Herz noch, ihr die Botschaft vorzuenthalten, wenn Du in diese traurigen Augen blickst?"

Wirklich war es Charitas, die, ohne Kenntniß von Hendriks Anwesenheit zu haben, Renée im Garten aufzusuchen kam. Die junge Frau schlang zärtlich den Arm um sie.

„Hendrik hat einen Brief für Dich, Liebling," sagte sie ohne Umschweife, „bitte ihn, daß er ihn herausgiebt, wozu er sich nicht entschließen will."

Charitas' Antlitz hatte sich in rosige Glut getaucht, als sie ihren Vetter begrüßte.

„Und von wem, Hendrik, bringst Du mir einen solchen?" fragte sie verwirrt.

Er lächelte, als er das zusammengefaltete Papier in ihre Hand legte.

„Das wirst Du vielleicht besser wissen als ich,

süße Schwester," sagte er, „lies ihn mit Muße, doch vergiß nicht, daß ich eine Antwort darauf zurückbringen muß. Hier, nimm meine Schreibtafel, Kleine, da Du doch wohl nicht zu Frau Benedicta gehen wirst, Dir Feder und Papier zu erbitten."

Charitas nahm zitternd die Schreibtafel in Empfang; sie ahnte, was die Zeilen enthalten würden, die sie jetzt in einem entfernten Gange des Gartens atemlos, fiebernd vor Aufregung überflog, um sie dann, als fürchte sie, daß selbst die schweigenden Bäume ihr Geheimniß erlauschen könnten, hastig wieder zusammenzufalten und an ihrem Herzen zu verbergen. Als sie nach einer Viertelstunde Hendrik die Schreibtafel zurückerstattete, waren ihre Wangen wieder bleich geworden, doch in ihren Augen leuchtete ein Etwas, das zuvor nicht darin gewesen. Hendrik warf einen prüfenden Blick auf sie; er steckte die geschlossene Tafel zu sich.

„Ich brauche Dir nicht zu versichern, meine Charitas, daß sie uneröffnet dem übergeben wird, der sie erwartet," sagte er.

Sie schüttelte abwehrend den Kopf.

„Es bedarf Deines Wortes nicht, Hendrik, obwohl auch Du es lesen dürftest, was ich ihm schrieb."

Juan schien mit der Antwort zufrieden, die Hendrik d'Avré ihm überbrachte; seine Stimmung war etwas gehobener, wie in der letzten Zeit und als er am folgenden Tage in früher Nachmittags-stunde seinem Stallmeister den Befehl gab, sein Pferd satteln zu lassen, bemerkte Alexander Farnese zum ersten Male wieder das jetzt so selten erscheinende Lächeln in des Freundes Angesicht.

„Wünschest Du, daß ich Dich heute begleite?" fragte er, nachdem der Stallmeister sich entfernt.

Juan wandte sich zum Fenster, anscheinend aufmerksam die Dächer vor ihm betrachtend.

„Ich danke Dir, nein," sagte er kurz.

Alexander beobachtete ihn eine Weile scharf.

„So darf ich wohl vermuten, daß Du Deinen gewohnten Spazierritt nach Gemblours und Umgegend zu machen gedenkst?"

„Und wenn es so wäre?" entgegnete Juan ungeduldig; ihm begannen die Fragen des Herzogs lästig zu werden.

Parma schwieg abermals einige Minuten, bevor er sagte:

„Ich mische mich nicht gerne in dergleichen Angelegenheiten, bei denen Jeder des Dritten entraten kann, nur möchte ich Deine Aufmerksamkeit darauf

lenken, Juan, daß bald das ganze Kloster davon Kenntniß nehmen wird, was Dich so oft dort hinzieht, wenn Du mit der gleichen Unvorsichtigkeit verfährst, als bisher, so wie auch alle Ritter Deines Gefolges schon unterrichtet davon sind."

„Es ist mir gleichgültig, ob die ganze Welt es weiß, daß ich Charitas liebe," sprach Juan.

„Für Deine Person mag es Dir gleichgültig sein, das will ich Dir einräumen," erwiderte Farnese, „doch ist es diese allein, die dabei in Betracht kommt?"

„Soll das ein Vorwurf sein, Alexander, daß ich zu wenig an sie denke, die dennoch mein ganzes Denken einnimmt?" fragte Juan. „Sei unbesorgt auch für Charitas soll in nicht zu ferner Zeit der Augenblick kommen, da sie ihre Liebe zu mir offen bekennen darf."

„Wie soll ich Dich verstehen? Was beabsichtigst Du in Bezug auf d'Avré's Tochter?"

„Ich beabsichtige sie zu meiner Gattin zu machen," erklärte Juan kurz und fest.

Farnese starrte ihn in wortlosem Staunen an.

„Bist Du von Sinnen, Juan?" fragte er endlich. „Bist Du Dir klar, was Du soeben sprachest?"

„Vollkommen, Alexander, und ich begreife nicht,

wie Du Dich darüber so entsetzen kannst. Was giebt es, das Du an ihr zu mißbilligen hättest?"

„An ihr nicht das Geringste, aber ist denn dies eine Heirat für Dich?"

„Weshalb nicht? Ihre Familie ist eine der ersten dieses Landes und ihre Vorfahren gaben mehr als einmal Europas Fürstenhäusern ihre Herrscherin."

„Und glaubst Du, daß Don Philipp Dir seine Einwilligung zu einer solchen Verbindung geben wird?"

Juan zuckte die Achseln.

„So wäre ich gezwungen, sie ohne seine Einwilligung zu vollziehen."

„Juan," diesmal war es ein tiefer Schrecken, der Alexander erfaßte, „weißt Du, daß Du im Begriffe bist, Deine ganze Zukunft auf das Spiel zu setzen?"

Der Prinz lächelte bitter.

„Erinnere Dich zunächst, was mir der Mann, den Du genannt, von meiner Zukunft ließ, mir, der ihm eine ganze Vergangenheit opferwillig darbrachte. Wohlan denn, jene Scherben bin ich nun genötigt, aus eigener Kraft zusammenzufügen und mir mein Glück selbst zu schaffen, das seine Hand mir zu gewähren nie sich herbeiließ."

Farnese war zu ihm getreten und legte seine Hand auf des Jugendfreundes Arm.

„Ich wage nicht das Wort auszusprechen, das jetzt hinter Deiner Stirne lauert, aus Furcht, Dir eine Beleidigung zuzufügen, die Du auch mir niemals vergeben könntest," sagte er mit Nachdruck, „doch wenn Du jemals geneigt wärest, meinen Rat in schwerer Stunde anzunehmen, lasse es in der heutigen sein. Gieb nicht der Bitterkeit, die Dich erfüllt, so ungemessenen Raum, um einen Schritt zu wagen, den Du mit herbster Reue einst zu büßen hättest."

„Meinst Du mit diesem Schritte meine Verbindung mit Charitas?"

„Du weißt sehr wohl, daß ich nicht diese meine, obschon ich sie für Dich nicht gutzuheißen vermag, aber wenn Du mich nicht zu verstehen vorgiebst, so darf ich Dich wohl an Pavia erinnern, das Deinem Vater den glänzendsten Sieg über seinen Gegner Franz verschaffte. Wer war es, der ihm diesen Sieg erringen half und welches war der Grund, der Jenen aus seines Königs Diensten in die Reihen der Feinde trieb?"

Ein Page trat in das Zimmer, dem Prinzen anzukündigen, daß sein Pferd bereit sei; Juan drückte Farnese's Hand.

„Die Warnung, die Du mir gegeben, Alexander, glaube nicht, daß ich sie mißverstehe," sprach er ernst, „Du hast nicht zu befürchten, was Du nicht auszusprechen wagst und was ich dennoch sofort erraten, doch wenn ich damit umgehe, mich von den Fesseln zu befreien, die meiner Jugend Kraft beinahe gebrochen, so sei gewiß, daß es ohne Treubruch an dem geschehen wird, den ich bis zur Stunde meinen Herrn genannt. — Und nun lasse mich gehen; wenn es noch etwas gab, das mich von dem Abgrunde zurückgehalten, an dem ich mehr als einmal in den letzten Monaten stand, so war es die Erinnerung an die Kinderaugen, die heute sehnend nach mir ausschauen; sie sind es, die den Glauben mir gerettet, den ich einst geglaubt und den ich fast verloren, wenn mir in ihnen nicht die Hoffnung eines Glückes erstrahlte, das wohl im Stande, die Schatten der glücklosen Vergangenheit zu löschen."

Fünftes Kapitel.

Die Ankunft Renée d'Avré's im Kloster zu St. Fleuret war für Charitas eine unerwartete Ueberraschung gewesen; ein Jahr war kaum verflossen, seit sie zu Brüssel sich getrennt; wie Vieles lag dazwischen für Beide, deren Schicksal sich in diesem kurzen Zeitraum völlig gewandelt. Doch während Renée, in ihrem Glücke zu neuem Jugendreize aufgeblüht, jetzt die Frohere von Beiden erschien, hatten sich auf Charitas' junges Angesicht jene Schatten eingegraben, die still getragener Gram dem Frauenantlitz aufzuprägen pflegt; die Sorglosigkeit ihrer früheren Jahre war einer grübelnden Versunkenheit gewichen, aus der sie nur erwachte, um mechanisch ihre Pflichten zu erfüllen und sobald diese abgethan, in die bisherige Teilnahmlosigkeit zurückzufallen. Das innige Verhältniß zwischen ihr und Benedicta hatte sich gelockert; Beide empfanden, daß sie ein Geheimniß vor

einander verbargen und Keine wagte dennoch den Punkt zu berühren, in welchem sich ihre Gedanken unaufhörlich begegneten. Die Aufsicht, unter der die Novize stand, wurde jetzt schärfer gehandhabt, als zuvor; sie erhielt seltener die Erlaubniß die Kranken in den Dörfern zu besuchen und statt der gutmütigen Annunziata wurde ihr die strenge Priorin Misericordias als Hüterin beigegeben, die nicht geneigt erschien, dem jungen Mädchen auch nur die geringste Freiheit einzuräumen.

Die Aebtissin fühlte, daß Charitas ihr wegen dieser Maßregel zürne, daß des Mädchens verwundetes Herz in ihrer Handlungsweise nicht mehr die Pflicht der Oberin gegen die ihr anvertraute zukünftige Nonne, sondern eine Härte erblicke, ihren Schmerz zu vermehren.

In das Hospital zu St. Fleuret war Juan nur noch einmal gekommen, doch die Aebtissin, von seinem Besuche unterrichtet, hatte Charitas verboten, ihre Zelle zu verlassen; war es Eifersucht auf dieses einst so tief geliebte Wesen, das Benedicta zu ihrem Thun bestimmte, die kargen Minuten sich zu retten, die ihr Sohn in ihrer Nähe weilte? Sie hatte es bemerken müssen, daß seine Gedanken nicht bei ihr gewesen, daß seine Blicke, wie bei seinem ersten Besuche, un=

ruhig umherspähten, die Geliebte zu entdecken, die man ihm heute vorenthielt und er war seitdem nicht wieder nach St. Fleuret gekommen.

Benedicta sagte sich mit zuckendem Herzen, daß es besser so sei; würde sie in öfterem Zusammentreffen mit ihm die Kraft behalten, ihr Geheimniß zu wahren und durfte sie, um das Glück zu genießen, ihm nahe zu sein, in weichherziger Schwäche seine Wünsche fördern, ihm den Verkehr mit jenem Mädchen gestatten, das in wenigen Monaten des Klosters Eigentum war? Nimmermehr! In ihre Hand war dieses Klosters Ehre gegeben und die Verantwortung für der Novize Schuld traf auch ihr Haupt; zuviel schon hatte sie der Nachsicht walten lassen gegen des Mädchens unglückliche Neigung; sie mußte sie in ihr zu ersticken suchen, wollte sie nicht größeres Unheil daraus entstehen sehen.

Es war unter den von ihr getroffenen Maßregeln anzunehmen, daß sich ein fernerer Verkehr zwischen Juan und Charitas zur Unmöglichkeit gestaltete. Benedicta schien es nicht zu bemerken, daß des Mädchens Antlitz unter den Kämpfen ihres Herzens bleich und bleicher wurde. Sie sprach zu ihr, wie sonst, gütig und milde und dennoch war es Charitas, als klänge ein fremder Ton durch ihre Worte, die sie,

ach, viel zu oft! — an ihre künftige Bestimmung und an die Feierlichkeit zu erinnern suchten, welche ihre Einkleidung begleiten sollte. Renée's Trostesworte verfehlten ebensowohl ihres Eindruckes, als der Aebtissin Mahnungen; was konnte ihr die Glückliche denn sagen, die am Ziele ihres Wünschens und Hoffens stand, während in ihr Alles Auflehnung und Empörung gegen den Zwang war, den man ihr angethan und noch thun wollte? Und doch war es ihr wohlthuend, von Renée zuweilen den Namen des Mannes zu hören, dem ihr Gatte diente; nie regte sie die Freundin an, von ihm zu sprechen, aber Renée wußte, mit welcher fiebernden Angst sie jede Nachricht entgegen nahm, die ihr selbst während der Krankheit Juans durch Hendrik zuging und so geschah es, trotz der Vorsicht der Aebtissin, daß Charitas über alle Vorgänge am Hoflager Juans unterrichtet blieb. Renée hatte es fast erwartet, daß Charitas nach Hendriks Scheiden sie sofort aufsuchen würde und sie täuschte sich auch darin nicht; das junge Mädchen kam ihr mitzuteilen, daß sie Juan für den nächsten Tag eine Zusammenkunft versprochen und ihren Beistand bei dem schwierigen Unternehmen zu erbitten. Charitas hatte, auf Juans Anfrage, den folgenden Tag bestimmt, weil er der

einzige war, der ihr die Möglichkeit bot, einige Stunden ohne die Aufsicht der Klosterschwestern zu sein, die Sonnabends gewöhnlich im Refektorium um die Aebtissin versammelt waren, um ihre Berichte abzustatten und die Anordnungen für die nächste Woche entgegenzunehmen.

Renée d'Avré sollte den Wunsch äußern, den Friedhof des Klosters zu besuchen und Charitas' Begleitung sich erbitten, um sich die Gräber einiger Schwestern nennen zu lassen, die sich um das Kloster besonders verdient gemacht. Der Vorwand konnte nichts Auffälliges haben; Charitas' Anwesenheit war bei der Versammlung der Nonnen noch nicht notwendig, die Frau des Ritters von Avré stand unter keiner Vorschrift, die einen Gang außerhalb der Mauern des Gartens ihr verbot und die Aebtissin fand sich daher bewogen, die Erlaubniß zu erteilen.

„Ihr erwartet Euren Gemal heute nicht, Frau von Avré?“ fragte sie nur, als Renée sie verlassen wollte.

„Nein, hochwürdige Mutter,“ war die Antwort, „mein Mann begleitet den Herzog von Parma nach Tirlemont; er kehrt erst in drei Tagen nach Namur zurück.“

Die Auskunft schien der Aebtissin zu genügen, sie knüpfte keine weitere Frage daran und eine Viertelstunde später hatte Renée mit ihrer jüngeren Gefährtin das Kloster verlassen.

Es wurde fast kein Wort zwischen Beiden gewechselt, als sie durch den Garten des Klosters dahinschritten, dem Gehölze entgegen, das sie auf kürzerem Wege zu dem Kirchhof führte, wo Juan, wie schon einmal, die Geliebte treffen wollte. Die Luft war schwül und schwer; wenigstens erschien es Charitas so, oder war es nur das Klopfen ihres Herzens, das ihr den Atem raubte und sie zu öfterem Stehenbleiben zwang? Fast jedesmal dann schweiften ihre Augen über die weiten Felder, die grünenden Wiesenflächen, die sich vor ihr dehnten und sie entsann sich plötzlich, daß es wieder Frühling geworden — die Zeit erwachender Hoffnung, keimenden Lebens. Sie hatte in dem Leid der letzten Monate und Wochen der Wandlung der Natur fast nicht geachtet, jetzt endlich lag sie vor ihr, die blühende, träumende Erde, ein prangend bräutlich Weib, das des Geliebten harrt, für dessen Erscheinen sie sich festlich schmückte.

Charitas preßte beide Hände zusammen; es war ihr, als wenn das unendliche Weh, das sie in sich verschloß, niemals mit gleicher Gewalt sie ergriffen,

als zu dieser Stunde, in der sie rings um sich jenes Leben sich entfalten sah, von dem sie ausgeschlossen sein sollte, bis der Tod die Kette gelöst, die sie gefangen hielt. Sie folgte dem Fluge der Vögel, die sich in dem blauen Aether verloren, dem Spiele der Schmetterlinge, die sich über die blumigen Wiesen jagten — sie waren frei — frei, ihre Schwingen zu regen, dem Ziele entgegen, zu dem ihr Wünschen sie zog; sie lauschte dem Rieseln des geschwätzigen Baches, der über Geröll und Steine durch die Wiesen sprang, dem Summen vorüberschwirrender Käfer, goldgeflügelter Insekten, sie sah im Schatten der flüsternden Bäume, unter die sie getreten, die Blumenkelche sich gegen einander neigen, sie hörte die rauschenden Wipfel geheime Zwiesprache mit einander halten und jeder Atemzug der schönheitstrunkenen Natur schien sich in einen glühenden Hauch der Sehnsucht ihr zu wandeln, der sie aus ihrem offenen Grabe hinaustrieb, ihm entgegen, dessen Liebe sie gelehrt, all' die Herrlichkeit der Erde in jenem Einen verkörpert zu finden, der ihre Seele rückhaltslos zu seinem Eigentume gemacht.

Der Kirchhof war erreicht; Juan war noch nicht zur Stelle; Charitas verabschiedete sich von Renée und trat durch die unverschlossene Pforte in den von

einer hohen Mauer umgebenen Raum, wo man seit Jahren die gestorbenen Klosterschwestern zur letzten Ruhe bettete.

Die Gräber lagen einförmig in Reihe und Glied; es hatte von den Bewohnern der umliegenden Dörfer Keiner das Recht, seine Todten hier zu begraben; wie sie gelebt, in dichter Kette Eine an die Andere geschlossen, so senkte man die Nonnen an dieser Stätte in die Erde, die ihren grünen Rasenteppich gleichmäßig über Alle breitete und Keiner eine Blume mehr gönnte, als den vorangegangenen Schwestern.

Charitas dachte unwillkürlich daran, wie sie vor wenigen Wochen dem letzten Begräbnisse des Klosters beigewohnt; in früher Morgenstunde hatte man an einem trüben Apriltage die Aelteste der Nonnen hierher getragen, die fast sechzig Jahre dem Kloster gedient. Sie hörte noch die dumpfen Trauergesänge, des Priesters eintönige Stimme, mit der er die Gebete an der offenen Gruft gesprochen; kein unterdrücktes Schluchzen hatte seine Worte übertönt, kein brennend Auge, müde von vergossenen Thränen, dem Sarge nachgeschaut, bis seine letzte Spur unter den dunklen Schollen verschwunden. Der Zug der Nonnen war still in das Kloster zurückgekehrt, um dort wie jeden Tag ihren Beschäftigungen nachzugehen, und Abends

hatte man einen Sessel weniger an die Tafel geschoben, an der das Mahl eingenommen wurde; das Leben zog seine gleichmäßigen Furchen über den leeren Platz, der plötzlich entstanden und bald erinnerte man sich nicht mehr, daß dort eine Lücke war.

Charitas schritt auf den rasenüberwachsenen Wegen zwischen den Gräbern hin, bis sie zu dem hölzernen Kreuze kam, das, in der Mitte des Friedhofes die Mauer überragend, sich erhob. Die Kränze, die sie hier und da auf den Hügeln erblickte, waren braun und dürr; sie lagen noch vom letzten Allerseelentage an der nämlichen Stelle; es hatte Niemand daran gedacht, sie fortzunehmen, sie durch neuen Blumenschmuck zu ersetzen. Wer sollte es auch thun? Die Todten, die hier schlummerten, standen einsam in des Lebens Treiben; sie ließen Niemand in demselben zurück, der ihr Andenken, gleich einem Heiligtume, im tiefsten Herzen hütete. Die Achtung und die Anhänglichkeit, die sie bei ihren Ordensschwestern genossen, war mit dem todten Körper in die Gruft gesenkt und Andere traten an den Platz, den sie im Leben Jener eingenommen. Die Stätte hier hatte nie ein trostberaubter Mann gesucht, der starren Blickes auf den Hügel schaute, als könne sein Sehnen die Rasendecke sprengen, die vor ihm das geliebteste

Angesicht verbarg und keines Kindes zagender Schritt hatte sich einem dieser Gräber genähert, Blumen auf die geweihte Stätte zu legen und in scheuer Ehrfurcht seine Händchen über dem Grabe zu falten, von dem man ihm gesagt, daß drunten die liebe Mutter schliefe und daß sie in der dunklen Erde es vernehmen könne, wenn ihres Kindes Lippen für sie beteten.

Charitas drückte ihr Antlitz gegen das Kreuz, an das sie sich gelehnt. „Und ist es mir bestimmt inmitten Dieser hier von allen Erdenschmerzen dereinst auszuruhen, so möge es unter diesem Kreuze sein, dessen goldene Spitze der nämliche Sonnenstrahl umfängt, der jenes andere Kreuz dort drüben streift, in dessen Schatten sein Haus steht, wie Hendrik mir gesagt.“

Ein fester, rascher Schritt nahte sich auf dem Rasenwege von der Pforte her, sie hörte ihn nicht; erst als er ganz in ihrer Nähe, blickte sie empor, um mit einem Rufe der Freude dem Erwarteten entgegen zu eilen.

„Du warst so tief in Deine Träumerei verloren, daß Du selbst mein Kommen nicht vernahmst,“ sprach er, sie stürmisch an sich schließend, „was war es, das Dich beschäftigte?“

Ihr Antlitz überflog ein Ausdruck, der ihn er=

schreckte. „Ich dachte unter Todten an den Tod,“ antwortete sie.

„Wie kannst Du an den Tod denken, wenn ich bei Dir bin, Geliebte?“ fragte er leidenschaftlich. „Ich könnte diesen Gedanken niemals fassen, wenn ich Dich sehe, Dich an meinem Herzen halte; wo Du bist, ist das Leben, dessen süßeste Hoffnung sich mir in Dir genaht.“ Und er küßte sie, bis ihre Lippen wieder lächelten.

„Lasse uns von Dir jetzt sprechen, geliebter, wilder Mann,“ sagte sie endlich, seine Hände mit den ihren umschließend, „und lasse mich diese ungestümen Hände gefangen halten, bis ich erfahren, was ich zu wissen wünsche: daß meine Sorge fortan nicht mehr von Nöten, in der ich für Dein Leben tausendfach erzitterte.“

Er fügte sich willig dem Zwange, den die zarte Fessel auf ihn übte. In der Nähe des Kreuzes stand eine rohe Holzbank; zu dieser zog er die Geliebte, um mit ihr auf derselben Platz zu nehmen.

„Die Gefahren für mich sind noch nicht vorüber, teures Kind,“ sprach er, „wenn schon sie anderer Art sind, als Du sie vielleicht gefürchtet hast. Es sind nicht mehr die Deinen, die sie mir bereiten; meine bittersten Feinde habe ich jetzt in Madrid zu suchen, von wo

ich Hülfe und Unterstützung meiner Pläne erwarten sollte.“

Sie zögerte mit der Antwort; es wurde ihr schwer, ihn an den Tod dessen zu erinnern, um den er heute noch Trauerkleidung trug.

Er schien keine Antwort zu erwarten. „Weshalb sandtest Du die Taube mir nicht einmal in den verflossenen Wochen, Charitas?“ fragte er. „Wie oft habe ich auf ihr endliches Kommen, auf eine Zeile von Dir gehofft.“

„Die Taube, Juan, lebt nicht mehr,“ sagte sie leise, „ein Habicht stieß sie nieder, als ich sie zu Dir schicken wollte!“

Es zuckte über sein Angesicht. „So verläßt uns Alles, was uns einst getreulich diente,“ sprach er düster.

Sie legte ihre Arme um seinen Hals. „Sei nicht so traurig,“ bat sie, mit ihrer weichen Hand ihm die blonden Haarwellen aus der Stirne streichend, „man sagte mir, daß Dich der Schmerz, den man Dir zugefügt, krank gemacht und wüßtest Du, wie unendlich ich darunter litt, daß ich nicht bei Dir sein konnte, Deine Leiden zu lindern und Deinen Kummer zu teilen.“

Er blickte ihr tief in die Augen. „Willst Du

das Recht mir gönnen, Dich zu fordern, wenn ich Deiner bedarf, — willst Du mein Weib werden, Charitas?"

„Dein Weib!"

Ihre Lippen wiederholten das Wort, als müsse sie sich an den Klang desselben gewöhnen, als müsse sie sich überzeugen, daß das Unfaßliche, das Wunderbare Wahrheit werden solle, das jene Frage in sich schloß: sein Weib, sein Eigen, ihm gehörend in Zeit und ferner Ewigkeit!

Er lächelte schmerzlich, als er ihr Haupt an seine Brust drückte, — das junge, schöne, holdselige Haupt, das sich zu ihm geneigt, wie bebend unter der Last eines unsäglichen Glückes.

„Besinne Dich, Geliebte, ehe Du Dein bindend Wort mir giebst," sprach er, „was ich Dir biete, ist ein ungewisses, vielleicht ein sturmbewegtes Loos. Ich nenne auf der weiten Erde nichts mein eigen, nicht einen Fleck, der groß genug wäre, um mir ein Grab darin zu sichern, viel weniger einen solchen, wohin ich Dich, mein einzig Glück, in sichere Hut bringen könnte. Don Philipps Hand war keine großmütige für mich; nicht einmal jenen Namen gab er mir, den ich mir zu verdienen strebte, als ich empfand, daß meine Geburt mir nur halben Anspruch darauf

gönnte und arm an Ehren und Besitz bin ich genötigt aus seinen Diensten zu scheiden, der in mir nur ein Werkzeug seiner Pläne, doch nie den Bruder zu erblicken vermochte."

Charitas bewegte zustimmend den Kopf. „Ich fühle es mit Dir, daß Du nicht länger in dem Dienste dessen bleiben kannst, der Dir so grausam begegnete."

„Nein, Geliebte, ich kann es nicht; seit Monden schon dringe ich auf meine Abberufung und ist diese erfolgt, gedenke ich in den Dienst der Ligue zu treten, wie ich es früher schon einmal beabsichtigte, als Alles um mich her zu wanken begann. Der Herzog von Guise ist mir wohlgesinnt, zu ihm will ich mich begeben und ihm mein Schwert zur Verfügung stellen; besser als freier Feldhauptmann das Leben eines fahrenden Ritters führen, als Ehre und Seligkeit an eine Sache setzen, die von Anbeginn schon eine verlorene für mich war. Willst Du eine solche Zukunft mit mir teilen, Charitas? Hast Du den Mut mir auf dem ungewissen Pfade zu folgen, gleichviel, ob er zu Ruhm und Glück, gleichviel ob er in die Tiefe führt?"

„Kannst Du fragen, Juan, ob ich es will?" erwiderte sie. „Führe mich, wohin Du immer gehest, ich bin Dein." —

Es rauschte und flüsterte in den Bäumen, die hier und da vereinzelt zwischen den Gräbern standen, am Himmel hatten sich leichte Wolken gesammelt, von den blühenden Gesträuchen, die die Kirchhofsmauer grenzten, trieb der Sommerwind zarte, weiße Blüten durch die klare Luft; Charitas glaubte plötzlich einen sich nahenden Schritt zu vernehmen, erschreckt blickte sie um sich.

„Ich hörte ein Geräusch," sagte sie ängstlich, „was war es nur, vernahmst Du es auch?"

„Es ist nichts, Geliebte," beruhigte er, „einer der welken Kränze fiel von dem Kreuze dort, als der Wind ihn traf."

„Ein Todtenkranz!"

Sie schauderte leise; es war ihr, als ob in die Sonne dieser Stunde plötzlich ein dunkler Schatten gefallen, der eisig ihre glühende Stirne streifte. Er bemerkte ihren wortlosen Schrecken; liebkosend zog er sie von Neuem an sich.

„Kann Dich ein so geringfügiger Zwischenfall erregen, süßes Kind?" fragte er mit zärtlichem Vorwurfe. „Bedenke, daß wir an der Stätte der Todten selbst unser Gelöbniß ausgetauscht, dem Tode jenes neue Leben abzuringen, das vor uns liegt, von keiner Trennung mehr getrübt."

„Von keiner Trennung mehr, Geliebter? O, könnte ich es mit Dir hoffen und doch erscheint es mir plötzlich, als kehrte jenes unbestimmte Drohen wieder, das mir, seit ich Dich liebe, zur Seite schritt, den Glauben an ein Glück auslöschend, das ich aus Deiner Hand empfangen dürfte."

„Welch' trübe Gedanken, teures, geliebtes Kind! Und darfst Du ihnen Eingang gestatten in dieser Stunde, die in ihrer Seligkeit uns allen Erdensorgen weit entrücken sollte? Komm, lasse uns beraten, welche Schritte wir zu unternehmen haben, Dich aus Deinen bisherigen Fesseln zu lösen, es liegt mir daran, je eher, je lieber Gewißheit über unsere Zukunft zu erlangen."

Charitas dachte einige Minuten nach. „Es wird das Beste sein, wenn ich mich unserer Aebtissin anvertraue," sagte sie endlich, „sie wird auf meinen Vater leichter einwirken können, als irgend ein Anderer und vielleicht auch von dem Bischofe, dem das Kloster unterstellt ist, meine Freiheit erbitten."

„Doch fühle ich mich verpflichtet, meine Charitas, an Deinen Vater mich gleichzeitig selbst zu wenden," bemerkte Juan, „mir ist jeder Umweg verhaßt, wenn ich die Hoffnung habe, in geradem Vorwärtsschreiten zu erreichen, was ich begehre und so will ich diese

kleine Hand von ihm erbitten, der sich einst meinen Freund nannte, bis die Ungunst der Verhältnisse uns von einander trennte."

„Wo ist mein Vater jetzt, Juan? Ich hörte lange nichts von ihm; wie es scheint, hat er mich vergessen."

„Er war bis vor wenigen Tagen noch in Brüssel und ich hoffe, daß mein Abgesandter ihn dort noch antreffen wird; ich denke in kürzester Frist die Antwort erhalten zu können, die ich ersehne."

Es wurden einige Verhaltungsmaßregeln noch zwischen ihnen verabredet. Charitas sollte die Aebtissin an dem nämlichen Tage von dem Geschehenen in Kenntniß setzen, um sich die Fürsprache ihrer mütterlichen Freundin zu sichern; es war nicht zu erwarten, daß sich den Wünschen Beider ernstliche Schwierigkeiten entgegenstellten, wenn der Marquis seine Einwilligung gab. Eine Novize aus dem Kloster zu lösen, bevor sie die letzten drei Monate ihrer Prüfungszeit angetreten, gehörte nicht zu den unmöglichen Dingen, sobald die Angehörigen damit einverstanden.

Juan erinnerte sich endlich während der erwachenden Zukunftsträume, daß es Zeit zum Scheiden sei; trotz seiner hoffnungsvollen Zuversicht fiel des Abschieds Schwere heute mit doppelter Gewalt auf ihn.

„Und wenn sie es verweigern, Dich mir zu geben,“ flüsterte er, sie an sich pressend, „was dann, o, Charitas, was dann?“

Sie trat von ihm zurück, eine Weile stumm ihn betrachtend, um dann endlich leise und doch fest zu sagen: „Dann mögest Du entscheiden, was geschehen soll, Geliebter, — denn Dir vertraue ich.“

Er wußte nicht, was es war, das ihn zu ihren Füßen niederzwang; er fühlte nur, daß es durch seine Seele wie tiefe Andacht ging, — als würde plötzlich von dem Bilde der Heiligen ein Schleier fortgezogen, in ihrer Herrlichkeit sie ihm zu zeigen, der ihre Züge träumend schon zuvor geahnt und jetzt in schauerndem Entzücken vor ihr kniete, das Herz bewegt von jenem unaussprechlichen Gefühle, das nicht mehr Dank, das heiße Anbetung sich nennt.

„Charitas!“

Er sprach nur dieses eine Wort, doch es war ihm, als habe er ein Gebet gesprochen; sie legte ihre Hände auf sein Haupt. „Geh' jetzt, Geliebter,“ sagte sie sanft.

Er erhob sich von seinen Knieen, um ihr Lebewohl zu sagen und an der Kirchhofspforte abermals und noch einmal zurückzukehren, sie in seine Arme zu schließen, sie seine Charitas, seine angebetete Braut

zu nennen, bis sein Stallmeister, der in einiger Entfernung seines Gebieters geharrt, sein Pferd herbeiführte und ihn somit zur Heimkehr mahnte.

Charitas folgte der Gestalt des schlanken Reiters mit den Blicken, so weit sie es vermochte; jetzt einmal noch tauchte der weiße Federstrauß auf, der seinen Hut schmückte, dann entschwand auch er. Tiefatmend wandte das Mädchen sich ab, dem Gehölze zu, wo Renée sie erwarten wollte.

Juan kehrte von seinem Ausritte später heim, als er beabsichtigt hatte; es war ihm unmöglich nach der soeben verlebten Stunde, gleichgültige Gesichter zu sehen; auf weitem Umwege erst erreichte er die Stadt, seinem übervollen Herzen Zeit zur Fassung zu gönnen, bevor er sich an die Erfüllung der Pflichten begab, die der Tag noch forderte.

Die Obersten und Kapitäne, welche ihn zur Beratung erwarteten, erstaunten, den Feldherrn heute so strahlenden Antlitzes zu sehen, ihn trotz der immer schwierigeren Lage sich hoffnungsvoller äußern zu hören, als seit langer Zeit. Octavio Gonzaga bemerkte jedoch, daß sein Gebieter nur mit halber Aufmerksamkeit bei den zu verhandelnden Gegenständen sei und auch dem Herzoge von Parma entging dies nicht; er trat mehrmals mit raschen Worten für den Freund ein, den

Untergebenen die Geistesabwesenheit des Feldherrn zu verbergen.

Die Beratung ging zu Juans Erleichterung zu Ende; Gonzaga übergab, nachdem die Obersten sich entfernt, die inzwischen eingegangenen Briefe.

„Noch eine Nachricht, die ich Ew. Hoheit mitzuteilen für nötig finde, wurde mir während Eures Ausfluges überbracht,“ fügte er hinzu. „Die Frau Marquise d'Avré ist heute Nacht hier eingetroffen und hat im Hause eines reichen Bürgers Wohnung genommen.“

Juan zuckte zusammen; sie — Marguèrite war hier und jetzt, gerade jetzt war sie gekommen, da ihre Gegenwart ihn wie eine Gefahr für sein kaum gewonnenes Glück berührte.

„Was führt sie her? Hast Du es nicht erfahren?“ fragte er Octavio.

Dieser antwortete nicht sogleich. „Sollte Anderes die Dame herführen, mein Prinz, als die Erinnerung an die Freundschaft, die sie mit Euch verband, und die sie nicht vergessen haben wird?“

Juan griff unwillig mit der Hand in sein Haar. „Ich wollte, sie hätte mir die ihre nicht so freigebig geschenkt,“ rief er aus, „sie war mir eine

Fessel vom ersten Tage an, seit ich diesen Boden betrat und vergebens habe ich mich unzählige Male gefragt, wie ich mich von ihr befreien könnte."

„Vermeidet es, teurer Herr, sie aufzusuchen," riet Gonzaga, „sie müßte wenig Stolz besitzen, wenn sie Eure Gleichgültigkeit ertrüge."

„Ich fürchte, Du kennst sie nicht genügend, um dies vorauszusetzen," entgegnete Juan, „und glaubst Du, daß sie Namur verlassen wird, ohne mich gesehen, gesprochen zu haben? Du weißt, daß ich nicht schonungslos mit ihr verfahren kann, wie ich es möchte; zu vielen Malen war ich ihr zu Dank verpflichtet und treulich hat sie mir mit Wort und That in jenen schwierigen Verhältnissen beigestanden, die ich während der unseligen Zeit meiner Statthalterschaft zu durchkämpfen hatte. Ich lohnte ihr schlecht, Octavio, denn ihre Liebe ward mir lästig im nämlichen Momente fast schon, als ich erfuhr, wie viel ich ihr geworden und ich bereue, daß ich jemals der Lockung nachgegeben, die mir aus den Worten, aus den Blicken sprach, mit welchen sie mich in jener ersten Stunde, die Du teiltest, empfing."

„Trachtet sie zu überreden, Namur zu verlassen, Hoheit; ihr Platz ist doch auch keinesfalls hier, sondern zu Brüssel, wo ihr Gemahl weilt."

„Der Aufenthalt des Marquis scheint ihr seit langer Zeit gleichgültig; es kann sein, daß meine Ueberredung keinen Erfolg haben wird, doch will ich es versuchen, so schonend ich es vermag.“

Sechstes Kapitel.

Juan hatte sich in seiner Voraussetzung nicht getäuscht, daß Marguèrite Namur nicht verlassen werde, ohne ihn gesehen zu haben; wußte er doch, daß nur dieser Grund sie wieder in seine Nähe geführt, wie sehr er auch gewünscht, diese Thatsache vor sich selbst ableugnen zu können. Die leidenschaftliche Frau war keine jener Naturen, die auf dem einmal betretenen Wege stehen zu bleiben gesonnen; sie mußte es empfinden, daß jenes flüchtige Gefühl, welches er für sie gehegt, seit geraumer Zeit in seiner Brust erkaltet, doch es genügte ihr nicht, seine Entfremdung aus tausend kleinen Zügen zu entnehmen, die ihr den Beweis dafür zu liefern vermochten; — sie wollte Klarheit haben, was es sei, das ihn ihr abgewendet, aus seinem eigenen Munde hören, ob er vergessen, was er ihr an Aufopferung und Treue schuldete und was er ihr mit soviel Undank lohnte.

Sie hatte ihn am Tage nach ihrer Ankunft zu sich entbieten lassen und er war der Aufforderung, obwohl mit Widerstreben, gefolgt; eine kurze, mühsame Unterredung war zwischen ihnen geführt worden, die sich nur um äußerliche Dinge bewegte; sie fühlten Beide, daß es zu einer vielleicht verhängnißvollen Wendung zwischen ihnen kommen müsse, wenn sie die eigenen Angelegenheiten berührten und Beide scheuten davor, wenn auch aus entgegengesetzten Gründen, zurück.

Dennoch empfand Juan es als eine Pflicht gegen diese Frau, sie länger nicht mit falscher Hoffnung zu täuschen, wie es ihn bereits gleich einem Vorwurfe gegen die Geliebte belastete, daß es außer ihr ein Wesen in der Welt noch gab, welches an seine Liebe die gleichen Ansprüche erhob. Er hatte in diesem drückenden Gefühle den Brief an Charitas' Vater noch nicht abgesendet, in welchem er um die Hand derselben anhielt, doch sein sehnendes Verlangen, Gewißheit zu erhalten, wuchs und als die Marquise abermals an ihn eine Aufforderung ergehen ließ, bei ihr zu erscheinen, war sein Entschluß gefaßt, derselben nachzukommen, um endlich zur völligen Klarheit über ihre zukünftigen Beziehungen zu gelangen.

Marguèrite empfing den einstigen Statthalter

der Niederlande in einem der Zimmer des Bürgerhauses, welches sie zum Aufenthalte gewählt und dem sie durch verschiedene, in der Eile herbeigeschaffte Gegenstände jenen Anstrich prunkvoller Behaglichkeit zu verleihen gesucht, welcher zu ihrem Dasein unentbehrlich war. Juan bemerkte, daß in dem Gemache die rosenrote Farbe vorherrschte, von der sie wußte, daß er sie bevorzuge; sie hatte zu der heutigen Unterredung auch ein Kleid von eben solcher Farbe gewählt, — ihm erschien es wie eine Mahnung an die Zeiten, die vergangen und die trotz ihres Mühens niemals wiederkehren würden.

Er küßte ihre Hand, die sie zum Gruße ihm entgegenreichte, aber seine Lippen waren kalt bei diesem Kusse und es war ihr, als empfände sie diese Kälte von der Hand, die sie langsam zurückzog, durch ihren Körper strömen, bis sie an ihr Herz drang, dessen Glut vergebens sich dagegen zu wehren suchte.

„Ich wartete umsonst einer Wiederholung Eures Besuches, Prinz,“ sagte sie, sich zur Gleichgültigkeit zwingend, indem sie durch ein leises Zeichen ihn einlud, den Sessel ihr gegenüber einzunehmen, „Eure mannigfachen Feldherrnpflichten waren es wohl, die Euch hinderten zu mir zu kommen.“

„Zum Teil ja, Marquise,“ antwortete Juan, gleich ihr sich den Anschein der Unbefangenheit gebend, „ich würde auch ein unerfreulicher Gast gewesen sein. Es kann Euch nicht verborgen bleiben, welche Schwierigkeiten und wachsende Gefahren meine jetzige Stellung mir bereitet.“

„Ich hörte davon schon zu Trier, doch gleichzeitig von Euren jüngsten Erfolgen, die mit einem Eroberungszuge durch Brabant und Flandern endeten.“

„Der Letztere war nicht bedeutungsvoll genug, um mir sichere Vorteile zu verschaffen; was will die Eroberung einiger fester Plätze im Hinblick auf die übrigen Provinzen sagen? Doch, ich möchte nicht mit nutzlosen Klagen Euch beschwerlich fallen, Marquise; es war sicherlich nicht das, was Ihr von mir hören wolltet.“

„Und warum nicht, Juan?“ fragte sie, ihn forschend anblickend. „Fehlte es mir je an Teilnahme für Euch, Eure Sorgen zu vernehmen und, wenn es mir möglich, ihnen Abhülfe zu verschaffen? Aber wenn Ihr darüber nicht sprechen wollt, — lasset uns von anderen Dingen reden, oder plaudern, wie wir es früher zu thun pflegten; — habt Ihr es in den Monaten unserer Trennung ganz verlernt?“

„Vielleicht, denn der Ernst der Zeit war wohl dazu geeignet, meines Sinnes Fröhlichkeit zu dämpfen," entgegnete er, ihren Blicken ausweichend. „Mir ist es, als sei ein Menschenalter verflossen, seit ich die Grenze dieses Landes überschritt, das mein Verhängniß zu werden bestimmt."

„Ich erinnere mich, daß Ihr einst die Stunde eine glückbringende nanntet, in der es geschah," bemerkte sie.

„That ich das, Marquise?" fragte er melancholisch. „Es kann leicht sein; geschieht es uns nicht oftmals, daß wir uns täuschen über das, was uns zum Heile dienen sollte?"

Er hatte die Worte gesprochen, achtlos, daß er sie damit verwundet; erst jetzt, als er wieder zu ihr aufschaute, entdeckte er an dem Ausdrucke ihres Gesichtes, was er gethan; über sich selbst erschreckend, ergriff er ihre Hand.

„Verzeihet mir, Marguèrite," fügte er mit mehr Wärme als bisher hinzu, „die drückenden Sorgen, die mich unabläßig beschäftigen, machen mich gedankenlos und zerstreut; glaubt nicht, daß ich es je vergessen, wie jener erste Tag, den ich in diesem Lande verlebte, mir das kostbare Geschenk Eurer Freundschaft brachte."

Sie ließ ihre Hand in der seinen, doch ihre Augen glühten und ihre Lippen bebten, als sie sagte: „Ihr nennt ein kostbares Geschenk, was Ihr dennoch überdrüssig schon zur Seite geworfen haben würdet, wenn Ihr es könntet; Ihr würdet Eurem glücklichen Sterne danken, wenn er Euch von der befreien hülfe, die Ihr einst glauben machtet, daß sie Euch teuer sei, — ist es nicht so, Juan? Antwortet mir, ich will die Wahrheit von Euch hören, die Eure Worte mir verhehlen."

Juan war sich klar, daß er jetzt einem jener Auftritte entgegenginge, wie Marguèrite sie ihm seit dem Beginne ihrer Beziehungen mehr als einmal bereitet; damals war eine scheinbare Versöhnung einem jeden dieser Auftritte gefolgt, die heute — er fühlte es — unmöglich war. Das Mitleid, das ihn unwillkürlich für sie bewegte, wäre nicht mehr stark genug gewesen, die erstorbenen Blüten seines Herzens für sie zu neuem Leben zu erwecken, auch wenn nicht jene andere Gestalt voll keuschen Zaubers, hingebender Weiblichkeit zwischen ihnen gestanden, neben welcher ihr Bild seit lange schon verblaßt.

„Wie mögt Ihr glauben, daß ich von Euch befreit zu sein wünsche, Marguèrite?" sprach er mit leisem Vorwurfe. „War es denn nicht um Euret-

willen allein, daß ich in Euch drang, diese Stadt, die ein geräuschvoll Lagerleben erfüllte, mit einem andern Aufenthalte zu vertauschen? Bin ich nicht Euch verpflichtet, Eure Ehre vor übler Nachrede zu schirmen, die Euch treffen müßte, wenn Ihr hier bliebet, während Euer Gemahl mich verlassen?"

„Mein Gemahl," wiederholte sie, die spitzen Zähne in die Unterlippe pressend, „darf es die Rücksichtnahme auf ihn sein, die Euer Handeln leitet? Ihr wißt, daß ich ihn hasse, seit er zum ersten Verrate gegen Euch die Hand geboten und daß ich ihn verabscheue, seit er zum andern Male schmählich Euch verließ."

Der wilde Zug, der ihr schönes Antlitz zuweilen in Momenten der Erregung entstellte, war ihm nie abstoßender erschienen, als in diesem Augenblicke, er empfand, daß dieses Weib, zum Zorne gereizt, eine furchtbare Feindin werden könne.

„Eure Teilnahme für mich führt Euch zu weit, Marguèrite," sprach er besänftigend, „Ihr sprecht von Eurem Gatten, dem nämlichen Manne, der sich durch mich in seines Hauses Ehre beleidigt fühlen mußte."

„Nennt ihn nicht meinen Gatten, Juan," rief sie heftig aus, „erinnert mich an das Band nicht,

welches mich an jenen Feigling fesselt. Ich habe mich von ihm zu befreien getrachtet, seit ich erkennen lernte, welch ein erbärmliches Geschöpf es sei, dem die Meinen mich, ohne mein Wollen, verhandelt und ich werde meine Kette sprengen, die seit sieben Jahren wie eine Schmach auf mir gelastet. Mein Bruder, der Herzog von Lothringen, will mir seinen Beistand sichern, ebenso der Kurfürst von Trier, dem ich mich anvertraute, — ich will die Freiheit mir erkämpfen, die man mir widerrechtlich raubte, und dann — —"

Sie verstummte plötzlich, während ein tiefes Rot von ihrem Halse herauf bis zu den Haarwurzeln stieg. Und dann? Ihre Augen, die jetzt heiß und sinnend auf ihm ruhten, schienen die Worte zu vervollständigen, die ihre Lippen verschwiegen; sie war emporgesprungen, und dicht an ihn herangetreten, der sich gleichfalls erhoben, ihr Atem ging schwer und mühsam, ihre Finger preßten sich in seinen Arm.

„Und dann?" fragte er ernst, der Hand scheinbar nicht achtend, die ihn berührte.

„Dann," flüsterte sie, „bin ich bereit, der Welt gegenüber zu treten, wie meinen Feinden, wenn Du — wenn Du es willst."

Es war etwas von dem Klange früherer Tage in seiner Stimme, als er sich zu ihr neigte.

„Marguèrite, das Opfer, welches Ihr mir zu bringen vorhabt, darf ich es denn annehmen? Seid Ihr Euch klar, Ihr, die stolze Schwester Claude's von Lothringen, was Ihr mit dem aussprachet, das ich soeben hörte? Und wisset Ihr, was Euer Schicksal sein müßte, wenn Ihr, des Beistandes der Euren beraubt, von Eurem Gemahl getrennt, Euer Loos an das eines Mannes kettetet, der Euch — seine Hand nicht einmal bieten kann, Euch die Stellung zu geben, die Euch gebührt?"

Es wurde ihm schwer, die Worte auszusprechen, die ihrer Leidenschaft gegenüber so kühl und wohlberechnet klangen und die zugleich wie eine Lüge ihn bedrückten, der diese Hand, welche er ihr verweigerte, einer Andern bereits gelobt.

Sie senkte ihr Haupt; zögernd und tonlos kamen die Worte von ihren Lippen: „Und wenn es mir genügend wäre, auch vor der Welt Eure Geliebte zu heißen, Juan?"

Er schwieg. — Sie erhob ihr Antlitz langsam und schaute ihn an und während ihre starren Blicke in seinen Zügen zu lesen schienen, fühlte sie, daß dieses Schweigen ihre Antwort auf die verhängniß-

volle Frage bedeute, — die tödtliche, vernichtende, erbarmungslose Antwort, die ihr sagte, daß sie von ihm verschmäht sei. Ihre Hände glitten schlaff an ihrem Körper herab, ihre weitgeöffneten Augen nahmen jenes unstete Funkeln an, das an den Blick einer gereizten Schlange erinnert, bis in ihnen jenes furchtbare, lähmende Drohen auftauchte, mit dem die Cobra ihr Opfer zu umschlingen strebt, bevor sie sich auf dasselbe stürzt.

„Fort,“ rief sie mit heiserer Stimme, indem sie Schritt für Schritt von ihm zurückwich, „fort von mir.“

„Nicht so, Marguèrite,“ sprach er, „ich beschwöre Euch, mich anzuhören.“

Er versuchte noch einmal sich ihr zu nähern; Mitleid und Widerwillen rangen in seiner Seele den Qualen gegenüber, welche er die Frau erdulden sah, die ihn geliebt, doch er wußte, daß der Letztere den Sieg behalten würde.

Sie entfloh vor ihm in die Tiefe des Zimmers.

„Fort,“ rief sie noch einmal gellend aus, „ich hasse Euch, Eure Nähe ist mir verabscheuungswert.“

Er verließ mit kaltem Gruße das Gemach; als er die Stufen hinabschritt, die in das Freie führten, war es ihm, als fühle er noch den drohenden Blick

des tief beleidigten Weibes in seine Seele dringen, als hörte er noch ihrer Stimme heiseren Klang, mit dem sie ihn von sich gewiesen und durch sein sonst so furchtloses Herz ging wieder jenes dumpfe Schaudern, mit dem ein nahendes Unglück dem Menschen zu verkünden pflegt, daß es an des Hauses Schwelle steht.

* * *

Marguèrite d'Avré blieb, nachdem Juan sie verlassen, eine lange Zeit wie besinnungslos in ihrem Sessel liegen, um dann emporfahrend in einen Zustand rasender Wut zu verfallen, der sich zunächst gegen den Urheber ihrer Schmach und dann gegen die ihr unbekannte Nebenbuhlerin richtete, der er sie, wie sie ahnte, aufgeopfert haben mußte. Wer war sie? Ihr suchender Geist durchirrte die Zahl der weiblichen Wesen, die sie in seiner Umgebung erblickt, er flog zu den fürstlichen Frauen, um deren Eine er sich bewerben sollte, wie sie wußte; doch diese kannte er ja nicht, er hatte nie eine lebhaftere Teilnahme für eine derselben verraten, ihre Eifersucht verlangte nach einem anderen Gegenstande, den wahnwitzigen Haß zu kühlen, den sie in sich trug. Sie

entsann sich, daß er schon damals von ihr sich zurückgezogen, als er Brüssel mit Namur vertauschte, daß sie seine Kälte zuerst deutlich empfunden, als er erfahren, daß sie die eigene Schuld auf ihrer Tochter reines Haupt gewälzt.

Charitas! Wie ein Blitz durchzuckte sie die Erinnerung an die Stieftochter, die seit länger als einem halben Jahre in St. Fleuret weilte, zu derselben Zeit fast dorthin zurückgekehrt, als er in Namur seine Residenz aufgeschlagen. Sollte er — aber das war ja gar nicht möglich — Mittel und Wege gefunden haben, sich dem Mädchen zu nähern, dem sie schon zu Brüssel jeden seiner Blicke, jedes seiner Worte mißgönnte? Sie griff mit beiden Händen in ihr wildzerzaustes Haar. Gewißheit, nur Gewißheit! Sie wollte hinaus nach St. Fleuret, morgen, heute noch, sogleich, — und Charitas, die keiner Falschheit fähig, sollte ihr bekennen, ob sie Juan je wiedergesehen. Sie rief ihre Kammerfrau herbei, sich in aller Eile umkleiden zu lassen und wenige Stunden später erreichte sie in einer verschlossenen Sänfte das Kloster, nachdem sie in dem zunächst liegenden Dorfe noch einen kurzen Aufenthalt genommen, um verschiedene Erkundigungen über die Lebensgewohnheiten der Schwestern von St. Fleuret einzuziehen.

Die Aebtissin war nicht wenig erstaunt, als ihr völlig unerwartet der Besuch der Marquise von Avré angekündigt wurde; Marguèrite hatte, trotz ihres längeren Aufenthaltes zu Namur im verflossenen Jahre, das Kloster nie betreten und Benedicta auch ihre Anwesenheit nicht gewünscht, da zwischen beiden Frauen wenig Sympathie herrschte. Dennoch empfing sie die Erscheinende mit der würdevollen Höflichkeit, die sie jedem Gaste zu spenden pflegte, ohne sich indessen herbeizulassen, eine Freude zu äußern, welche sie nicht empfand.

„Ihr werdet überrascht sein, mich hier zu erblicken, hochwürdige Frau," begann Marguèrite nach den ersten Begrüßungsworten, „doch trieb mich der leicht erklärliche Wunsch hierher, meine Tochter nach so langer Zeit einmal wieder zu sehen."

„Charitas würde Eures Besuches sicherlich hoch erfreut sein, Frau Marquise," erwiderte Benedicta förmlich, „doch ist sie leider nicht im Kloster anwesend und es kann einige Stunden dauern, bis sie heimkehrt."

„Nicht anwesend?" wiederholte die Marquise scharf. „Ei, Frau Aebtissin, was muß ich vernehmen? Gestattet es die Regel von St. Fleuret, daß die Novizen Ausflüge in die Umgegend machen, die eine Stunde und darüber währen?"

„Gewiß, Frau Marquise, wenn die Pflicht es ihnen gebietet; ich habe Charitas die Ausübung des Berufes erlaubt, dem sie nach Eurem Willen in Kurzem als Ordensschwester angehören wird. Sie ist zu einem Kranken in das Dorf Grévy gegangen; wie lange ihr Samariterwerk sie dort hält, vermag ich nicht zu sagen."

„Und Ihr haltet es mit Eurer Pflicht vereinbar, daß sie allein und unbeschützt derartige Wege unternimmt?" fragte Marguèrite lauernd.

„Sie ist weder allein noch unbeschützt ihrem Berufe nachgegangen," war die kalte Entgegnung, „die Priorin Misericordias und Schwester Annunziata haben sie begleitet; seid außer Sorge, daß zu ihrer Sicherheit von meiner Seite nichts verabsäumt wird."

„Mag sein, hochwürdige Frau, daß Ihr dies für genügend findet, das unerfahrene Kind vor jedem möglichen Angriffe zu schützen, der sie schrecken könnte, jetzt, da die Heere beider Parteien beständig durch diese Gegend ziehen, doch muß ich Euch gestehen, daß ich Eure Erlaubniß hinsichtlich jener Ausgänge für befremdend halte und sie nicht mit der Regel von St. Fleuret in Einklang bringen kann, welche die Novizen von dem Berufe der Nonnen noch ausschließt."

„Ihr mahnt zum zweiten Male mich an die Gesetze des Klosters, dessen Aebtissin ich bin," sprach Benedicta stolz, „und abermals muß ich Eure Beachtung darauf lenken, daß die Aufrechterhaltung derselben in meine Hand, nicht in die Eure gegeben ist, ich daher für eine Verletzung der Ordensregeln verantwortlich bin, wenn eine solche erfolgt wäre, was bis zur Stunde nicht geschehen."

„So weichen unsere Ansichten in diesem Punkte von einander ab," bemerkte die Marquise spöttisch, „Ihr seid die Oberin meiner Tochter, ich aber bin ihre Mutter und ich vermag es schwerlich zu billigen, daß Ihr Charitas zur Pflegerin der spanischen Soldaten bestelltet, die, wunderbar genug, in einem Frauenkloster Aufnahme finden durften."

„Man scheint Euch falsch berichtet zu haben, Frau Marquise; Charitas hat sich an der Pflege der spanischen und niederländischen Soldaten, welche, in der Ebene von Gemblours verwundet, nicht weiter zu gelangen vermochten, kaum beteiligt. Die Unterbringung von Verwundeten in diesen Mauern unterliegt dem Ermessen des Bischofes, nicht dem Fremder."

„Und wenn ich Euch nun sagte, Frau Aebtissin," rief die Marquise gereizt, „daß ich trotz Eurer Rechtfertigung es nicht gutheiße, Charitas die Frei-

heit genießen zu lassen, die Ihr unserer Tochter gestattet, wenn ich Euch sage, wie ich es im Dorfe drüben erfuhr, daß, während Ihr ein Hospital in Eurem Kloster aufschluget, die Feldherren beide und ihre Ritter in diesen Räumen aus- und eingingen —"

„So würde ich Euch erwidern, daß dieses Eure Seele nicht zu erregen brauche, so lange ich an dieser Stelle stehe und daß Ihr sicher sein könnt, nicht ein Einziger Derer, die hier aus- und eingingen, habe die Achtung vergessen, die er der geweihten Stätte schuldet."

„Ihr mögt dies sagen, doch seid Ihr überzeugt, daß ich Euch glaube?" fragte Marguèrite hohnvoll. „Wie es auch über Eure Pflicht zu denken Euch beliebt, ich habe ebensowohl die meine gegen unsere Tochter zu erfüllen und ich werde es nicht dulden, daß Ihr den Verkehr mit fremden Männern ihr erlaubt, daß Ihr sie in die Welt hinaussendet, in dem Augenblicke fast, da sie das Gelübde ablegen soll, ihr für immer zu entsagen. Erinnert Euch, daß ich das Recht habe, Charitas von Euch zurückzufordern, ehe sie den Schleier genommen, sobald es mir gefällt."

„Dies Recht muß ich Euch bestreiten, Frau Marquise; Ihr selbst begabet Euch desselben, als Ihr

Eure Tochter meiner Obhut anvertrautet und das darauf bezügliche Dokument befindet sich bereits in den Händen des Bischofs zu Lüttich, dem allein es zusteht, über Charitas' Verbleiben zu St. Fleuret zu entscheiden. So lange sie jedoch in diesem Kloster, so lange ich Aebtissin dieses Ordens, habe ich an diesem Platze zu gebieten und Keines Befehl kann mich erreichen, wann und von wem er immer ausgehe."

Sie hatte sich hoch emporgerichtet, ihre geistvollen Augen blickten fast vernichtend auf die Marquise herab, die zu ihrem unsagbaren Aerger erkennen mußte, daß dieser Frau gegenüber ihr Wille machtlos sei.

„So müßte ich von Euch die Erlaubniß erbitten, mit Charitas zu sprechen," betonte sie.

„Es hat keinen Zweck, wenn Ihr dies beabsichtigt," erwiderte Benedicta ablehnend, „denn ich kann mir nicht denken, was Ihr Eurer Tochter zu sagen hättet, die Euch nie eine solche gewesen. Meinet Ihr, Charitas hege vor mir ein Geheimniß, meinet Ihr, ich fühlte mich nicht verpflichtet von ihr als Beichte zu verlangen, was sie in Eurem Hause erlebte und erlitt?"

Marguèrite entfärbte sich; sollte Benedicta um ihre Handlungsweise an der Tochter unterrichtet sein? Es war gefahrvoll für sie, den Wortwechsel noch weiter

fortzuführen; sie sah ein, daß sie ihre Absicht verloren geben müsse, daß Charitas unter Benedicta's Schutze unerreichbar für sie sei, doch, trotz des augenblicklichen Verdrusses überkam es sie wie eine Art von Beruhigung: die stolze Frau vor ihr erweckte ihr nicht den Eindruck, eine Annäherung Juans an ihre Stieftochter begünstigt zu haben. Sie haßte Benedicta, aber dennoch hegte sie vor ihr jene widerwillige Achtung, die der hochstehende Geist dem niedrigen aufzuzwingen pflegt. In diesem Augenblicke hätte sie ein Jahr ihres Lebens geopfert, das Geheimniß ihrer Gegnerin zu wissen, von dem ihr vor langer Zeit unbestimmte Kunde geworden; sie wagte jedoch nicht, der gebietenden Frau vor ihr eine beleidigende Andeutung zu machen, aus Furcht, daß diese ihr dann die Schmach des eigenen Vergehens in das Antlitz zurückschleudern könne.

Als die Marquise kurze Zeit darauf St. Fleuret verlassen, ging Benedicta zu dem Tische, an welchem sie zu schreiben pflegte und überflog gedankenvoll verschiedene angefangene Briefe, die vor ihr lagen.

„Verstand ich ihre heutigen Worte recht, so hat der Anteil, den sie an ihm nimmt, den nämlichen Grund," sprach sie vor sich hin, „und es ist Mißgunst, Eifersucht, die sie für Charitas erfüllt. Ahnt

sie es, was seine Absichten, seine Wünsche in sich schließen und will sie trachten, sie zu vereiteln? Arme Kinder! Was opferte ich nicht, um Euer Glück zu gründen, doch, wie mir Charitas gestand, es blühte zwischen Gräbern auf und Gräber sind die Schwellen nicht, auf welchen man zu ihm emporsteigt."

Sie setzte sich nieder, ihren Brief an den Marquis d'Avré zu vollenden und einen andern an den Bischof von Lüttich zu beginnen, in welchem sie ihn ersuchte, die junge Novize von dem für sie geleisteten Versprechen zu lösen. Sie zweifelte nicht daran, daß es geschehe, aber dennoch trieb sie eine ungewisse Hast zur Absendung beider Schreiben und es wäre ihr eine Beruhigung gewesen, die Entscheidung des Marquis in den Händen zu haben, bevor Marguèrite d'Avré nach Brüssel zurückkehrte. Sie berechnete, daß in weniger als einer Woche ihr Bote mit der Antwort von Charitas' Vater zu St. Fleuret eintreffen könne und diese Frist kam ihr ungewöhnlich lang vor, um über das Schicksal der beiden Menschen Gewißheit zu erhalten, die ihr Herz auf Erden am meisten liebte.

Doch der Marquis war nicht in Brüssel anwesend, als die Botschaft an ihn dort eintraf; er war im Auftrage der Staaten zum zweiten Male nach

London gereist, der Königin Beistand zu erbitten und kehrte erst zurück, als auch die Marquise bereits in das lange vereinsamte Haus wieder eingezogen, um, wie sie sagte, den Sommer dort zu verleben. Herrn von Avré mußte es auffallen, daß seine schöne Gattin während ihrer langen Abwesenheit nicht die Erholung gefunden, die sie zu Spaa und am Hofe ihres Bruders gesucht; sie sah bleicher aus, als sonst, ihre Augen waren dunkelumrandet und er konnte endlich die besorgte Frage nicht unterdrücken, die ihn mit Bezug auf ihre Gesundheit zu quälen begann. Sie lächelte, als sie dieselbe vernahm, aber es war ein trübes, ein bitteres Lächeln.

„Vielleicht hatte ich Sehnsucht nach unserem Hause, nach Euch, Casimir,“ antwortete sie, „die Menschen waren mir zuwider, die mich umgaben; ich denke, daß Ihr mich besser liebt, als alle Anderen, die ich je gekannt.“

Es war dies eines der Worte, welche den alternden Gatten stets zu entzücken vermochten; er küßte die schöne Hand, die sich ihm entgegenstreckte.

„Und dennoch zögertest Du so lange heimzukehren,“ erwiderte er.

„Was hätte ich hier in der Einsamkeit beginnen sollen,“ warf sie hin, „während Du lange Monate

hindurch, teils in England, teils im Felde warest? Und wieder muß ich darauf gefaßt sein, daß Du in Kurzem mich verlässest."

„Dies ist noch nicht gewiß, Marguèrite; es liegt nicht außer aller Möglichkeit, daß wir zum Frieden mit Don Juan gelangen, ja, daß die Dinge eine völlig andere Wendung nehmen, als bisher."

Sein Name, von den Lippen des Gatten gesprochen, berührte sie mit schmerzendem Klange. „Was meinst Du damit?" fragte sie trotzdem gleichgültig.

Er erhob sich, um in sein Arbeitszimmer zu gehen. „Das sind Geheimnisse, Teure, die auch Du noch nicht wissen darfst," sagte er scherzend, „ich hoffe, daß sie Freudiges, nicht nur für unser Land, auch für uns selbst enthalten werden."

Sie blickte aufmerksam ihn an, ungewiß, wie sie sich seine Worte zu deuten habe. „Seit wann verbirgst Du Dinge vor mir, die, wie ich annehmen muß, unser Land betreffen?"

„Weil ich ersucht worden bin, noch darüber zu schweigen," antwortete er, „Du sollst jedoch die Erste sein, die später davon erfährt."

Es war dies nicht die rechte Art, sie von dem Wunsche abzulenken, sein Geheimniß zu ergründen; armer Thor! Als ob sie nicht gewiß sein durfte,

daß er ihr, wie jedes einzige Mal, auch heute Alles verraten würde, wenn sie es ernsthaft wollte. Sie hing sich schmeichelnd an seinen Arm.

„Wie kannst Du heute so unerbittlich sein, am ersten Tage, der uns nach langer Trennung wieder zusammenführt?“ fragte sie. „Weshalb denn soll ich nicht erfahren, was Dich offenbar freudig bewegt, weshalb nicht teilnehmen an dem, was sich, wie Du sagst, für uns vorbereitet?“

Er zögerte noch, doch der Zauber, dem er in der Nähe dieses schönen und geliebten Weibes stets erlegen, war mächtiger als die innere Stimme, die ihm zur Bewahrung des Anvertrauten riet und während eine flüchtige Sekunde das Geschick zweier Menscheneben auf ihrem schwanken Zeiger hielt, rückte langsam jener unerbittliche Zeiger weiter und weiter, der Stundenzahl entgegen, die ihr Verderben kündete.

„Ich warte, Casimir,“ mahnte nochmals der Sirene Stimme, doch mischte sich ein leiser Ton von Ungeduld schon in die bestrickenden Laute.

„Nun denn, Du sollst es erfahren, liebes Weib,“ sprach der Marquis lächelnd, „es handelt sich um unsere Tochter Charitas, die ich aus ihrer Klosterzelle zu befreien gedenke, um sie dem Leben und wie ich hoffe, hohem Glücke wiederzugeben.“

Marguèrite ließ heftig den Arm ihres Gemahls fallen, den sie erfaßt hatte. „Charitas!“ wiederholte sie. „Was kommt Euch in den Sinn? Verstehe ich Euch recht, so wollt Ihr sie verheiraten und deshalb das Gelübde brechen, das Ihr einst für sie geleistet.“

Der Marquis zuckte die Achseln. „O dies Gelübde, Marguèrite! Ich sagte Euch schon mehrmals, daß ich es längst bereut, über Charitas in solcher Weise verfügt zu haben und daß ich jedem Opfer an die Kirche mich unterwerfen will, um mich davon zu lösen. Der Bischof ist unserem Hause ein langjähriger Freund, er wird meinen Vorstellungen willig Gehör geben, wenn ich ihm sage, daß es oft mich schon bedrückte, meiner Tochter blühend Leben dem Kloster geweiht zu haben. Was noch durch keinen Schwur bekräftigt ist, läßt sich rückgängig machen, wenn man es ernstlich will.“

„Und wer ist der Glückliche, den Ihr zum Gatten Eurer Tochter ausersehen?“ fragte die Marquise langsam.

„Ihr kennt ihn bereits,“ war die Antwort, „und vielleicht wird Euch sein Antrag kaum noch überraschen; es ist der ehemalige Statthalter, Don Juan d'Austria.“

Marguèrite stieß einen Schrei aus. „Das ist nicht wahr; Ihr lügt, wenn Ihr dies behauptet.“

Der Marquis schaute sie befremdet an. „Was bringt Euch so in Aufruhr, Marguèrite? Und wie mögt Ihr an meinem Worte zweifeln? Sein Abgesandter erwartete mich schon, als ich von London heimkehrte, in seinem Namen um Charitas bei mir zu werben; Benedicta unterstützt in einem ausführlichen Briefe sein Gesuch und heute wollte ich die Antwort seinem Ritter ausfertigen, die ich für ihn beschlossen."

Die Marquise starrte wie geistesabwesend vor sich hin. „Das also war die Meinung," zischte sie zwischen den zusammengepreßten Zähnen, „deshalb mußtest Du mich opfern, um jenes Mädchens willen, das ich hasse, das ich gehaßt, vom ersten Augenblicke an, als ich in dieses Haus trat. — Und wie wird Eure Antwort lauten?" wandte sie sich von Neuem an ihren Gemahl.

„Ich sagte es zuvor, daß ich Charitas' Glück nicht hindern wolle," sprach der Marquis, „auch habe ich keinen Grund, dem Antrage des Prinzen nicht stattzugeben; ich sehe vielmehr darin ein Mittel, den Frieden für dieses Land schneller zu erreichen, als auf anderem Wege. Der Versuch mit dem Erzherzog ist kläglich fehlgeschlagen; er ist ein Werkzeug in Oraniens Händen und weder Bruder Philipp, noch

ich haben durch ihn die Machtstellung erhalten, die wir beanspruchen durften, als wir ihn zum Statthalter ernennen halfen. Es war eine Thorheit meines Bruders, mich zu bestimmen, Don Juan zu verlassen und Philipp, den ich von seiner Werbung in Kenntniß setzte, ist gleich mir der Meinung, daß wir ihm die frühere Stellung zurückerobern wollen, jetzt, da er durch sein Bündniß mit Charitas unlöslich sich an uns und unseren Vorteil zu fesseln gedenkt. Stehen wir zu ihm, so wird der Adel, der widerstrebend schon Oranien nur noch gehorcht, von Neuem sich auf seine Seite schlagen und ehe Anjou und Johann Casimir noch kommen, werden wir die Herren der Provinzen sein, statt daß Oranien uns Gesetze vorschreibt."

Seine Gattin hatte der Ausführung mit halbem Ohre nur zugehört; ihre Augen blickten wie zuvor in das Leere, während in ihrem Kopfe die Gedanken wirbelnd durcheinander stürmten.

„Ihr werdet diese Heirat nicht zugeben, Casimir," sagte sie endlich kurz und hart.

„Ich verstehe Euch nicht, Marguèrite," entgegnete Herr von Avré erstaunt, „ich habe Euch soeben die Gründe entwickelt, welche mir diese Verbindung wünschenswert erscheinen lassen und war nicht die

Liebe Beider schon erwiesen, als sie sich noch in Brüssel befanden? Habt Ihr selbst mir nicht mitgeteilt, daß Charitas Euch ihre Neigung eingestanden, der ich entgegentreten mußte, da sich Don Juan mir damals noch nicht erklärte?"

Die Marquise zuckte zusammen; sie hatte ein Empfinden, als ob sie in der eigenen Schlinge sich gefangen, doch während sie dieselbe fester und fester ihren Hals umschnüren fühlte, die Worte fast erstickend, die aus ihrem racheheischenden Herzen empor sich rangen, war es ihr gleichzeitig, als dränge alles Blut sich gegen ihr Hirn zusammen, Besinnung, Ueberlegung und Vernunft in ihr verlöschend, um nur ein einziges Bild mit furchtbarer Klarheit vor ihres Geistes Blicken erstehen zu lassen: das Mädchen, das sie um der Reine willen haßte, die sie, wie lange schon! verloren — in den Armen des Geliebten.

Der Marquis starrte sie sprachlos an; er glaubte, statt der holden anmutigen Züge seiner Gattin, ein Medusenhaupt vor sich zu sehen.

„Ich täuschte Euch," rief sie, den Blick vernichtend auf ihn heftend, „Charitas wußte nichts von dem, was ich Euch sagte."

Herr von Avré taumelte zurück, als habe er

einen Schlag erhalten. „Marguèrite, Ihr raset," kam es von seinen entfärbten Lippen.

Sie lachte schrill auf; in ihrem jetzigen Gemütszustande war es ihr eine Befriedigung, einen anderen Menschen leiden zu sehen, wie sie selbst litt. Was lag ihr daran, ob sie diesem Manne, den sie verabscheute, die Schmach in das bleiche Antlitz warf, die sie ihm angethan, wenn es ihr nur gelang, jene Beiden von einander zu trennen, mit tausendfachen Schmerzen ihnen die Verzweiflung der letzten Tage und Stunden zu vergelten, die sie durchlebt.

„Ich rase nicht," sprach sie mit einer Stimme, die an den Klang einer zersprungenen Glocke mahnte, „ich frage Euch nochmals, ob Ihr diese Heirat zugeben, ob Ihr mit der Hand der Tochter den belohnen wollt, der Eures Weibes Geliebter war?"

Ein keuchender Laut drang aus der Brust des Mannes vor ihr; seine Hand hatte, kaum wissend, was er that, den Dolch emporgerissen, den er im Gürtel trug; er stürzte auf sie zu, die keine Bewegung machte vor ihm zurückzuweichen, während ihre Augen unverwandt mit jenem schrecklichen Blicke ihn anschauten, der das Blut auch beherzter Männer erstarren machen konnte.

„Tödtet mich, wenn Ihr es vermögt, verblendeter Thor," rief sie, „doch nicht mich allein. Die letzte

Bitte, die ich vor dem Sterben an Euch richte, wird die sein: zerschmettert ihn, der Euch beschimpft und mich — und mich verraten."

Seine Hand sank kraftlos an seiner Seite nieder und mit klirrendem Schalle fiel der Dolch zwischen ihnen zur Erde; nein, er hatte nicht den Mut, die That auszuführen, die ihn zum Mörder dieses Weibes machte und sie lächelte verächtlich, als sie gewahrte, wie er, über sich selbst erschrocken, von ihr zurücktrat. Doch dann glitt über sein gefurchtes Antlitz ein Ausdruck, wie sie ihn nie an ihm gekannt, ein Zug fast teuflischer Freude, der einen anderen Entschluß zu künden schien.

„Euer Wunsch soll Euch erfüllt werden," sagte er langsam, jede Silbe betonend und dröhnend hörte sie hinter ihm die Thüre in das Schloß fallen.

Als Herr von Avré nach einer Stunde seinen Diener in sein Zimmer rief, erschien es demselben, als sei sein Herr plötzlich ein Anderer geworden, oder war es nur Täuschung, daß das Antlitz des Marquis um Jahre ihm gealtert dünkte, daß um seine Lippen ein finsterer, böser Zug sich gelagert, der ihm sonst fremd gewesen?

„Ich lasse Sir Egremont Ratcliff ersuchen, augenblicklich zu mir zu kommen," befahl er rauh.

Der Herbeigerufene erschien; er war ein jüngerer Bruder des englischen Grafen von Sussex und zählte zu den aus seinem Vaterlande Ausgewiesenen, weil er sich an einem Aufstande gegen die Königin Elisabeth beteiligt. Seitdem hatte er ein wüstes Abenteurerleben, teils in den Niederlanden, teils in Spanien geführt und strebte jetzt nach einer Fürsprache, die ihm die Rückkehr nach England sichern sollte.

„Ihr wünschtet schon am gestrigen Tage mich zu sprechen," redete der Marquis ihn an, „doch fehlte es mir an Zeit, Euch zu empfangen. Von verschiedenen Seiten wurdet Ihr mir in London bereits empfohlen und auch Euer Begehr mir mitgeteilt, durch irgend einen, den Staaten zu leistenden Dienst unsere Fürsprache bei Eurer Königin zu gewinnen."

„So ist es, Herr Marquis," antwortete Ratcliff, „ich sollte meinen, daß man hier zu Lande nicht genug furchtlose und verwegene Männer haben könne, die zu jedem Wagniß, jeder That bereit sich finden."

„Damit meint Ihr wohl ein Wagniß, ähnlich, wie jenes zu Antwerpen, das Euch fast Eure Freiheit, Euer Leben gekostet, wenn Ihr nicht Gelegenheit gefunden, rechtzeitig zu entfliehen," bemerkte Herr von Avré sarkastisch.

„Der Tod jenes Bürgers war nicht meine Schuld;

er brauchte keine Händel mit mir zu suchen," entgegnete Ratcliff trocken.

„Und da Euch dieser Mord so wenig bedrückt, habt Ihr Euch zu dem Dienste erboten, uns von einem unserer Feinde zu befreien," fuhr der Marquis fort.

„Ihr wisset es bereits?" fragte Ratcliff.

„Ja, und es war dies der Grund, der mich verhinderte, Euch gestern zu empfangen."

„In der That? So kann man über Nacht doch seinen Sinn ändern, wie ich sehe," sprach der Engländer. „Ihr habt Euch überzeugt, daß jenes Anerbieten kein solches sei, welches man ohne Weiteres von der Hand stößt."

„Vielleicht! Ich bin nicht der Einzige, der den Wunsch hegt, von einem Feinde für immer befreit zu werden, der nicht allein der meines Landes ist; doch wie gedenkt Ihr ihm beizukommen, wie Eure Absicht auszuführen?"

„Ich habe ein Empfehlungsschreiben an ihn aus Frankreich mitgebracht; zudem ist es nicht schwierig, bei ihm Gehör zu erlangen."

Der Marquis machte einige Gänge im Zimmer auf und nieder. „Der offene Mord einer Persönlichkeit, wie diese, ist nicht für Euch nur von Gefahr," sagte

er nach einer Pause, „man argwöhnt längst, daß ihm von hier aus nachgestellt wird.“

„Es giebt noch andere Mittel, ihn unschädlich zu machen,“ sprach Ratcliff, „selbst ein gereichtes Gift darf nicht augenblicklich tödten; ich kenne deren solche, die sich langsam in die Adern schleichen, die Körperkräfte unermüdlich verzehrend, die des Geistes lähmend.“

Der Marquis horchte auf; seine tiefliegenden Augen blitzten. „Ihr seid ein erfahrener Mann; dies wird das Rechte sein; erklärt Euch deutlicher, besitzet Ihr ein solches Gift?“

„Ich brachte es aus Spanien mit, wo man die verborgenen Gaben der Natur besser zu nützen weiß, als hier; ein Kleidungsstück, ein Wams, ein Handschuh sind genügend, den Tod dem zu bringen, der das eine oder den andern trägt. Ich werde mich und meinen Begleiter als reisende Händler verkleiden und in das Lager zu Namur mich begeben; das Uebrige wird sich finden. — Wann soll ich Brüssel verlassen?“

Der Marquis ballte die Hand zusammen. „Das hängt von Umständen ab. Ihr erhaltet Nachricht, sobald der Paß ausgefertigt, dessen Ihr bedürfet.“

„Und meine Belohnung, Herr Marquis?“

„Die Fürsprache bei Eurer Königin ist Euch ge-

sichert, um Eure Rückkehr nach England zu ermöglichen. Ihr wisset, daß wir mit ihr ein neues Bündniß gegen Spanien abgeschlossen."

„Die Zusage genügt; Ihr sollt von mir hören, sobald ich mein Vorhaben ausgeführt."

Er verließ das Gemach; der Marquis blickte düster grübelnd vor sich nieder, lange noch, nachdem er allein geblieben. Der wilde, drohende Ausdruck hatte sich von Neuem über seine verfallenen Züge gebreitet, er preßte beide Hände gegen seine Schläfen, in denen das Blut zu sieden schien, während vor seinen Ohren die Worte tönten, die er seit einer Stunde unabläßig darin gellen hörte: „Wollt Ihr mit der Hand der Tochter den Geliebten Eures Weibes belohnen?"

Siebentes Kapitel.

Die ersten Monate des Sommers waren ohne entscheidende Waffenthaten für die feindlichen Heere vergangen; auf beiden Seiten erwartete man Unterstützung von außen her, die immer noch zögerte, in den Provinzen einzutreffen und Beider Vorgehen war durch Schwierigkeiten der verschiedensten Art gehemmt.

Während die spanischen Führer mit einem beständigen Geldmangel zu kämpfen hatten, der es ihnen verbot, durch neue Werbungen ihr Heer zu verstärken, gelang es Oranien nicht, die streitenden Religionsparteien im eigenen Lande zu versöhnen, die nur mit äußerster Mühe bewogen werden konnten, wenigstens so lange die Erledigung der Glaubenssachen in den Hintergrund zu drängen, bis man der äußeren Feinde Herr geworden. Die calvinistischen Eiferer drangen mit Ungestüm auf die Erweiterung ihrer Rechte, die Katholiken weigerten sich von den bisher

behaupteten auch nur einen Zollbreit abzuweichen und nur die Furcht vor dem spanischen Heere konnte die erhitzten Gemüter zurückhalten, ihre Meinungsverschiedenheit in offenen Streit ausarten zu lassen. Ungeachtet aller Mißhelligkeiten, alles Haders jedoch, die in den Provinzen herrschten — in einem Punkte trafen alle Parteien sich in seltener Einmütigkeit: alle Vorschläge zum Frieden zu verwerfen, die ihnen Philipp II. von Madrid aus machte, oder durch Juan, den er von Neuem in seiner Eigenschaft als Lugarteniente der Niederlande bestätigt, machen ließ.

Der König hatte durch sein schrittweises Zurückweichen den aufgestandenen Provinzen gegenüber bisher nichts weiter erreicht, als sie in ihren Forderungen immer maßloser zu machen; jetzt aber waren sie gegen Alles, was von spanischer Seite ihnen zuging, von einem so tiefen Abscheu erfüllt, daß sie in jedem der Vergleichsvorschläge eine neue Falle witterten und sich daher von vornherein denselben widersetzten. Es war ein demütigendes Amt für Juan, jetzt noch derartige Verhandlungen leiten zu sollen, die keinen anderen Zweck zu haben schienen, als den Provinzen Zeit zu verschaffen, mit den verbündeten Fürsten ihre Heere zu vereinen, fast demütigender noch, als die Stellung, in der er sich zwischen den heranrückenden Heeren

erblickte, deren Wehrkraft zu spalten die seine nicht ausreichte und die vereinigt seine Truppen an Zahl bedeutend übertreffen mußten.

Selbst die Ankunft der eigenen Verstärkung, die aus Italien unter der Führung des Herzogs Ferdinandino Pedro de Toledo, Anfang Juli eintraf, vermochte nicht mehr den gebrochenen Lebensmut ihm aufzurichten, ihn mit neuer Hoffnung zu erfüllen. Im Lager zu Namur konnte diese trübe Stimmung des Feldherrn nicht anders, als entmutigend auch auf die Truppen wirken und Führer, wie Soldaten fragten sich vergebens, welches das Ende eines Krieges sein solle, der unter so lähmendem Drucke beginne.

Alexander von Parma begann nicht mit Unrecht zu fürchten, daß die allgemeine Niedergeschlagenheit, die sich des Heeres bemächtigte, von den verderblichsten Folgen für jedes geplante Unternehmen sein könne und er hielt es endlich für seine Pflicht, den Freund auf diese Zustände aufmerksam zu machen.

„Es ist für den Soldaten eine schlimme Vorbedeutung, wenn er des Feldherrn Antlitz so bewölkt erblickt, wie wir das Deine seit langen Wochen schon zu sehen gewohnt,“ sprach er eines Tages zu Juan, als er ihn allein in seinem Zimmer antraf, „hast Du nie daran gedacht, daß Du den Mut ihnen raubst,

dem Tode in das Auge zu schauen, wenn sie sich überzeugen müssen, daß der Führer sich bereits verloren giebt?"

Juan lächelte traurig. „Du magst nicht Unrecht haben, doch frage Dich selbst, woher ich noch eine Hoffnung nehmen soll, um die mir anvertrauten Truppen im Hinblick auf die Zukunft mit neuem Mute zu beleben? Auch wenn ich durch irgend eine rasche That mich aus der widerwärtigen Lage reißen wollte, in die ich mich gedrängt sehe, ich kann es nicht, denn mir gegenüber steht der Befehl des Königs, der mich an allem Handeln, an jeder Fortsetzung eines ehrlichen Krieges hindert. Ich habe ihn angefleht, den Rebellen wenigstens keine Forderungen zu bewilligen, die meine und des Heeres Ehre zu Grabe tragen müssen, doch meine Bitten begegnen tauben Ohren und ich bin es müde, meinen Kopf nutzlos gegen einen Felsen zu stoßen."

„Aber was beabsichtigst Du zu unternehmen, wenn es sich bestätigt, daß Johann Casimir in Kurzem sich mit den ständischen Truppen vereinigen soll?"

„Ich will noch suchen, jene Vereinigung zu hindern, indem ich Bossu in seinem Lager zu Mecheln angreife; gelingt es uns den Ständischen zuvor noch eine Niederlage beizubringen, ehe ihre Verstärkung

kommt, so können wir leichter den Heranzug der ausländischen Truppen erwarten, die sich dann scheuen werden, uns zuerst den Kampf anzubieten."

„Das Lager von Mecheln ist stark befestigt," wandte Alexander ein, „wir haben wenig Aussicht auf einen günstigen Erfolg an jener Stelle."

„Gleichviel, wir müssen es versuchen; diese Unthätigkeit, zu der wir hier verdammt sind, ertrage ich nicht länger. Ich will Kampf und am liebsten selbst dabei untergehen."

Er hatte sich in einen Sessel geworfen und sein Angesicht dem Freunde abgewendet; Alexander hörte, wie er schwer und mühsam atmete.

„Du fühlst Dich wieder krank, Juan," sagte er in plötzlicher Besorgniß, „und in diesem Zustande willst Du eine Schlacht herausfordern?"

„Es bleibt mir keine Wahl; Du weißt, daß mir an meinem Leben nichts gelegen ist."

„Ich glaubte, daß Du Grund besäßest, dasselbe seit einiger Zeit wieder höher zu schätzen, als zuvor."

„Du irrst Dich darin; nein," antwortete Juan kurz.

Alexander ergriff seine Hand. „Ich fragte Dich seit lange nicht mehr danach, weil ich annehmen mußte, daß schon mein erste Einmischung Dir lästig war in einer Sache, die nur Dich allein und eine

Andere angeht," sprach er, „doch jener Glücksstrahl, der Dich in der Erinnerung an sie erhellte, scheint gleichfalls erloschen; was ist geschehen, um Dich auch an dieser Hoffnung verzweifeln zu lassen?"

„Man hat in schroffester Weise Charitas mir verweigert und von dem Bischofe ist der Befehl an das Kloster ergangen, noch vor dem Herbste ihre Einkleidung zu vollziehen."

„Was könnte den Marquis bewogen haben, Deiner Werbung so zu begegnen? Kannst Du eine Erklärung dafür finden?"

„Vielleicht; doch lasse sie unerörtert zwischen uns bleiben; jede Erinnerung an die Vergangenheit ist mir Qual."

„Und wie erträgt Charitas ihr Geschick?" fragte Farnese gedankenvoll.

„Ich konnte mich noch nicht entschließen, sie zu zu sehen, seit jene Antwort in meinen Händen ist; auch hatte sie der Aebtissin gelobt, bis zu der erwarteten Entscheidung mir keine Zusammenkunft mehr zu gewähren und ich begreife, daß sie ihr Wort der edlen Frau gegenüber, die uns vergebens beizustehen suchte, halten muß."

„So würde dies von jetzt an ewige Trennung bedeuten."

Juan fuhr empor. „Nein, nimmermehr," rief er leidenschaftlich, „und sollte ich das Kloster niederbrennen müssen, ich bin nicht gesonnen, sie mir entreißen zu lassen."

„Dem Gebote der Kirche, dem Du stets Dich fügtest, wirst Du auch in diesem Falle gehorchen müssen."

„Ich erkenne ihr Recht über Charitas nicht an, da sie gezwungen wurde, sich dem Kloster zu opfern und wenn ich es auch anerkennte, glaubst Du nicht, daß man an einem Punkte der Verzweiflung anlangen kann, auf welchem man geneigt ist, göttliches, wie menschliches Recht zu mißachten? Ich gebe Charitas nicht auf, so lange ich ihrer Liebe gewiß bin, die wohl den Mut besitzen wird, für mich das Aeußerste zu wagen."

„Meinst Du wirklich, daß sie sich zur Flucht entschließen könnte, wenn Euch kein anderer Ausweg übrig bleibt?"

„Ich habe die Entscheidung in ihre Hand gelegt; sie hat noch Zeit darüber nachzusinnen, da ich sie unter den obwaltenden Verhältnissen unmöglich zu mir rufen kann. Erfolgt jedoch meine Enthebung von meinem jetzigen Posten im Laufe der nächsten Monate nicht, so werde ich trachten, sie unter sicherem Geleite nach Frankreich bringen zu lassen, wo sie mich dann erwarten muß."

„Armes Kind!" konnte sich der Herzog nicht enthalten zu sagen; vor seiner Seele erschienen unwillkürlich die Bilder seiner eigenen Töchter, welche ihm seine früh verstorbene Gemahlin, die schöne Maria von Portugal, geschenkt.

„Woran denkst Du?" fragte Juan, des Freundes ernstes Antlitz prüfend.

„Ich dachte daran, was ich empfinden würde, wüßte ich eine meiner Töchter, die glücklicherweise noch in zartem Kindesalter, in einem ähnlichen Zwiespalte, wie Charitas d'Avré."

„Glaubst Du, daß ich ihre Seelenqual nicht mit ihr empfinde? Wüßte ich einen anderen Weg zu unserem Glücke zu gelangen, ich würde ihn mit Freuden einschlagen, doch, wem das Schicksal sich so feindselig erweist, wie uns, der darf auch vor dem äußersten Schritte nicht zurückbeben, gleichviel, was daraus entstehe!"

Es trat eine Pause zwischen Beiden ein; Alexander wagte nicht den Freund durch irgend einen Einwand zu reizen, der den ohnehin schon Tiefverdüsterten noch mehr gegen die Ungunst seines Geschickes aufbringen mußte, wie sehr er auch im Stillen das verwegene Vorhaben zu mißbilligen geneigt war, das für Juan ernstliche Gefahren nach sich ziehen konnte.

„Ich hörte heute," begann er, um das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken, „daß ein Bote des spanischen Gesandten in Paris Dir wichtige Briefe überbracht. Hast Du daraus mir etwas mitzuteilen?"

„Vargas de Mexia kündet mir neben anderen Dingen das baldige Erscheinen eines Mannes an, der sich zu einem überraschenden Dienste angeboten und den zu empfangen er mich ersucht, da jener Dienst den Wünschen des Königs entgegenzukommen wohl geeignet sei."

„Und worin besteht derselbe?"

„Mario Carduyno, ehemaliger Offizier im spanischen Heere, erbietet sich zunächst, als Kundschafter gegen den Herzog von Anjou sich gebrauchen zu lassen und nach dieser Richtung bin ich auch Willens ihn zu verwenden, doch liegt es mir fern auf den Antrag Vargas' einzugehen, der mir vorschlug, durch ihn mich von meinem gefährlichsten Feinde, Oranien, befreien zu lassen, dessen Ermordung Carduyno übernehmen will."

„Ueber Oranien schwebt die Acht; kannst Du einen Anderen hindern, wenn er gesonnen ist, ihn aus dem Wege zu räumen?" fragte Alexander.

„Ich kann ihn nicht hindern, seinen eigenen

Plänen nachzugehen," erwiderte Juan, „doch soll kein Mensch auf Erden sich erkühnen dürfen zu sagen, daß ich ihm einen Auftrag, wie diesen, erteilt hätte."

„Und wenn der König selbst es wünschte, wie Vargas Dir angedeutet, daß dieses Haupt der Feinde fiele?"

„So bin ich Don Philipps Feldherr, der jederzeit bereit ist sein Blut für ihn zu vergießen, und nicht sein Henkersknecht."

„Du handeltest in solchem Falle ritterlicher, als Oranien selbst, der Dir schon mehr als einmal nach Freiheit und Leben stellte," bemerkte Farnese.

„Dies hat Oranien mit seinem Gewissen und seiner Mannesehre auszumachen," erwiderte Juan fest, „ich aber bin es nicht gewohnt, durch Anwendung unwürdiger Mittel an meinen Feinden mich zu rächen und halte dafür, daß es keinem Fürsten gezieme, sich eines Gegners in solcher Weise zu entledigen."*)

Abermals schwieg Alexander; seine Ansichten waren in diesem Punkte von denjenigen Juans abweichend, wie seine Erziehung an den italienischen und spanischen Höfen ihn auch gelehrt, daß man sich

*) Der Brief, in welchem Juan sich gegen Vargas in gleichem Sinne ausspricht, befindet sich im Reichsarchive zu Simancas.

jedes Mittels bedienen dürfe und müsse, um sich von einem verhaßten Widersacher zu befreien; der offene Rittersinn Don Juans war es ja stets gewesen, der ihn zum Werkzeuge spanischer Politik untauglich werden ließ und in dem Intriguenspiele um ihn her ihn oftmals zum Unterliegenden machte.

Wenige Tage später fand auf das Lager von Mecheln der geplante Angriff statt, doch wie Alexander es vorhergesagt, ohne den gehofften Erfolg. Er hatte in richtiger Beurteilung der Sachlage von dem Freunde sich die Führung der Vorhut erbeten und nur seinem Feldherrntalente war es zu verdanken, daß der Tag für das spanische Heer nicht zu einem völlig verlorenen wurde. Trotz stundenlangen heftigen Kampfes kam es auf beiden Seiten zu keiner Entscheidung und mit beträchtlichen Verlusten beider Heere ward endlich das Gefecht aufgegeben, um nicht nutzlos noch mehr Truppen zu opfern.

Durch diesen mißglückten Versuch waren die Fortschritte des spanischen Heeres in erheblicher Weise gehemmt, denn nur kurze Zeit darauf gelang es Johann Casimir seine Fahnen der ständischen Armee zuzuführen und ihrer vereinten Macht wagten die spanischen Feldherren nicht mehr die Spitze zu bieten. Juan erkannte ebenso die Unmöglichkeit für den Fall

einer Belagerung Namur zu halten und gab deshalb dem Kriegsbaumeister, Gabrio Cervelloni, den Befehl, in der Nähe der genannten Stadt ein befestigtes Lager anzulegen, wo er den nächsten Angriff der Feinde erwarten wollte.

Zu dem Kummer über die Fehlschläge, die ihn von allen Seiten trafen, begann sich jetzt noch die Sorge zu gesellen, daß es ihm nicht mehr gelingen werde, Charitas aus dem Kloster zu befreien, bevor man sie gezwungen, den Schleier zu nehmen und in der verzehrenden Ungeduld, die ihn erfüllte, drang er in die Geliebte, ihm noch eine Unterredung zu bewilligen, in der er über die zu ergreifenden Schritte sich mit ihr verständigen könne.

Charitas, der seine Botschaft durch Renée übermittelt worden, trug die Bitte der Aebtissin vor.

„Ich hatte Euch gelobt, hochwürdige Mutter, vor Euch kein Geheimniß mehr zu hegen, das ihn und mich beträfe," fügte sie hinzu, „so wende ich mich an Euer gütig Herz, das für uns Teilnahme und Mitleid zeigte. Entscheidet, ob Ihr seine Bitte ihm gewähren könnt und bestimmet, wo ich ihn und ob in Eurem Beisein sehen darf."

Benedicta strich mit der Hand leise über des Mädchens Haupt.

„Deines Vaters Wille trennt Dich von ihm,“ erwiderte sie, „und Du verlangst, daß ich demselben entgegen handle?“

Charitas blickte sie flehend an.

„Wenn mein Vater grausam gegen mich, sein einziges Kind, gehandelt, das ihn niemals betrübt — mögt Ihr es über Euch gewinnen, ihm darin beizupflichten? Ihr ließet mich einst ahnen, daß auch Euch das Leben schwere Kämpfe bereitet, ehe Ihr in diesen Mauern den Frieden finden lerntet und Ihr wolltet nicht Erbarmen mit mir haben, die oftmals unter der Last zusammenzubrechen meinte, welche auf mir ruht? Ist es um meinetwillen allein denn, daß ich Euch anflehe, — gereicht es mir nicht zu weit größerer Qual noch, ihn unglücklich zu wissen, dem ich nicht zu helfen vermag, wie man mir es versagte, ihm Trösterin zu werden? Seiner Feinde Zahl sehe ich von Tage zu Tage wachsen, Ehre und Leben weiß ich ihm bedroht und während meine Seele keinen andern Gedanken mehr fassen kann, als die Gefahren, die ihn umringen — mögt Ihr mir es verweigern — ach! vielleicht zum letzten Male ihm zu sagen, daß ich sein gedacht?“

Der Aebtissin Wangen waren erbleicht bei des Mädchens leidenschaftlichen Worten.

„Nicht weiter, Kind,“ sprach sie abgewandt, „ich weiß so gut als Du, wie es um ihn steht.“

„Ihr wisset es und Ihr habt Teilnahme für ihn, wiewohl Ihr es zu leugnen strebt,“ fuhr Charitas fort, bei der der Schmerz um Juan die ehrfürchtige Scheu überwand, welche sie der Aebtissin schuldete, „so lasset diese einmal noch für ihn sprechen, indem Ihr seine Bitte erfüllet.“

Benedicta zögerte; wenn sie des Mädchens, wenn sie Juans Wunsch gewährte, lud sie eine Verantwortung auf sich, die um so schwerer wog, da Charitas jetzt vor dem Schritte stand, der sie für immer zu des Klosters Eigentum machen sollte und der ihr jetzt wie ein Frevel an dem jungen Wesen erschien, das sich mit soviel Widerstreben dem aufgezwungenen Gelübde fügte. Ihre Blicke hafteten in schmerzlichem Mitleid auf der Novize Angesicht, der auch ihre Liebe das Kreuz nicht abnehmen durfte, das lastend auf ihr ruhte. Sie gedachte der Zeit, da Charitas in freudiger Begeisterung der Stunde entgegengesehen, die sie für immer in den Kreis der Schwestern führen würde; — es war Alles anders gekommen, als Menschenhände es für sie zu ordnen strebten. Das Herz des Mädchens, dessen schwärmerische Verehrung so lange Zeit nur überirdischen Gestalten angehört,

verlangte in heißem Sehnen sein Recht des Glückes, die tiefe Liebesfülle, die es in sich schloß, hatte sich jetzt jenem Einem zugewendet, für den sich opfern zu dürfen ihr beneidenswerter dünkte, als von der Menge jene Dankbarkeit und Achtung zu genießen, die man den barmherzigen Frauen von St. Fleuret zollte.

„Hochwürdige Mutter, Eure Antwort,“ vernahm sie Charitas' Stimme dringender als zuvor.

Benedicta atmete tief auf.

„Ich werde sie ihm selbst ausfertigen,“ erwiderte sie, „es soll von ihm abhängen, ob er Dich noch einmal sieht.“

Juan erhielt am folgenden Morgen die Einladung der Aebtissin, sich in der dritten Stunde des nämlichen Tages zu einer Unterredung bei ihr einzufinden. Die Aufforderung kam ihm nicht erwünscht; er scheute sich, jenen klugen, durchdringenden Augen zu begegnen, die aus der Aebtissin Antlitz ihn anschauten, zumal heute, da er von Charitas die Einwilligung zu dem gefahrvollen Unternehmen zu erringen hoffte, das er wagen mußte, wollte er nicht widerstandslos sie verloren geben.

Dennoch erschien es ihm unmöglich das Gesuch Benedicta's abzulehnen und so betrat er zu der von ihr festgesetzten Stunde das Kloster, an dessen Eingang

eine Ordensschwester ihn erwartete, um ihn zu der Aebtissin zu führen.

Benedicta empfing ihn in ihrem schmucklosen Zimmer, nicht in dem Sprechsaale des Klosters, in welchem er sie zum ersten Male erblickt. Es konnte ihm nicht entgehen, daß sein Erscheinen sie bewegte und er erklärte sich diese Wahrnehmung aus der Teilnahme, die sie vielleicht für Charitas hegte, oder war sie über seinen eigenen Anblick betroffen, wie es Jedermann zu sein pflegte, der ihn längere Zeit nicht gesehen?

„Ich ließ Euch ersuchen zu mir zu kommen, mein Fürst," begann die Aebtissin nach der ersten Begrüßung, „um an Euch einige Fragen zu richten, welche die Zukunft eines Wesens angehen, das Eurem Herzen teuer ist und ich erwarte nicht zuviel von Eurer Ritterehre, wenn ich Euch bitte, dieselben der Wahrheit gemäß zu beantworten."

„Ich konnte es voraussetzen, hochwürdige Frau," erwiderte Juan, „daß dies der Grund, der Euch veranlaßte, mich zu Euch zu rufen, denn ich weiß, daß Ihr durch Charitas über die Vorgänge der letzten Monate unterrichtet seid und es auch erfahren habt, daß die Ihren meine Werbung um ihre Hand mit kältester Ablehnung beantworteten."

„Ich habe dies Letztere mit tiefer Betrübniß vernommen,“ sprach Benedicta, „und wenn ich auch die Gründe, welche den Marquis bewogen, Euch seiner Tochter Hand zu verweigern, in der Feindschaft suchen muß, die Spanien und die Niederlande von einander trennt, so kann ich nicht umhin, die Härte zu mißbilligen, mit der er Charitas jeden Anspruch auf ein Glück leugnet, das sie durch Eure Liebe zu finden hoffte. — Doch bin ich machtlos an dem ausgesprochenen Willen des Vaters meiner Schutzbefohlenen etwas zu ändern, um so weniger, da er auch den Bischof zu bestimmen wußte, seine Genehmigung zu einer Auslösung der Novize nicht zu erteilen. Ich habe vielmehr von Lüttich die Weisung erhalten, die Einkleidung Charitas' als Nonne am Tage des heiligen Michael vollziehen zu lassen; ist Euch dies bekannt, mein Prinz?“

Juan neigte bejahend sein Haupt.

„Charitas teilte es mir in einem Briefe mit, den mir der Ritter von Avré überbrachte.“

„Und Ihr?“ fuhr die Aebtissin fort. „Ihr gestehet Euch jetzt ein, daß Ihr Eurer Neigung zu dem Mädchen entsagen müsset, daß sie mit dieser Bestimmung Euch verloren für jetzt und immerdar?“

In den verdüsterten Augen Juans blitzte es auf. „Nein, hochwürdige Frau,“ rief er aufbrausend, „ich bin noch nicht bereit, sie für immer aufzugeben, wie Ihr es voraussetzet; ich habe mir gelobt, sie zu der Meinen zu machen und ich werde mein Wort halten, den feindlichen Gewalten zum Trotz, die sie mir zu entreißen streben.“

„Und wie, auf welche Weise hofft Ihr Euer Ziel zu erreichen?“ fragte die Aebtissin, ihn forschend anschauend. „Wisset Ihr, daß der Weg, den Ihr zu beschreiten vorhabt, ein Vergehen gegen dieses Haus und gegen die bezeichnet, welche über Charitas zu gebieten haben?“

„Ich weiß es, hochwürdige Frau,“ erwiderte er ernst, „und dennoch bin ich entschlossen den Folgen zu begegnen, die auch mir daraus erwachsen können. Erinnert Euch, daß Charitas nicht aus freiem Willen über dieses Hauses Schwelle trat, daß Selbstsucht und feige Todesfurcht sie in das Grab des Lebens sandten und daß ich, unserer heiligen Kirche getreuer Sohn, mich deshalb gegen den Zwang empöre, den man auf dieses Mädchen ausübt. Ich gestehe weder ihren Eltern, noch ihren Oberen das Recht zu, in einen Beruf sie zu drängen, gegen welchen ihre ganze Natur sich sträuben lernte und da Ihr es zu wissen

wünschet, hochwürdige Frau, will ich es Euch bekennen, daß ich die Absicht habe, Charitas aus ihren Fesseln zu befreien, noch ehe das bindende Wort gesprochen, das ihr Gelübde zu einem unwiderruflichen macht."

„Es ist Euch ferner bekannt, mein Prinz, daß man die Novize meiner Obhut anvertraute; was erhoffet Ihr von mir in diesem Falle?"

„Ich wage von Euch zu hoffen," antwortete Juan mit unterdrückter Stimme, „daß Ihr geschehen lasset, was Ihr nicht hindern könnt, wenn es Eurem Gewissen widerstrebt, uns Euren Beistand zu leihen."

„Ich hatte von Euch Aehnliches zu hören erwartet und früher vielleicht, als Ihr dem Gedanken Raum gabet, die Möglichkeit erwogen, die Ihr als fest beschlossen jetzt hinstellt. Ihr wollet Charitas zu einer Flucht mit Euch überreden und Eure Liebe soll ihr die Gewährleistung bieten für Alles, was ein Weib im Begriffe steht zu opfern, wenn sie, die Bande widerrechtlich lösend, die sie an Heimat, Eltern, Freunde, Angehörige fesseln, ihr Schicksal in die Hand des Einen giebt, der ihr teurer geworden, als Jene. Doch habt Ihr auch bedacht, ob Ihr dem unerfahrenen Kinde in Wahrheit zu ersetzen vermöget, was sie für Euch dahinzugeben willens wäre, ob jenes Glück, das

Ihr ihr zu bereiten gedenkt, im Stande sein wird, den inneren Vorwurf in ihr zum Schweigen zu bringen, der dem segenlos geschlossenen Bunde unabwendbar folgt? Ich spreche jetzt nicht von der Ungewißheit Eurer eigenen Lage, die selbst eine Verbindung mit dem Mädchen, das Ihr liebt, erschweren müßte, auch wenn die Ihren sie Euch freiwillig gewährten, nicht davon, daß Ihr durch die Beleidigung, die Ihr mit einem derartigen Gewaltschritte einem der ersten Häuser dieses Landes anzuthun vorhabt, die Gefahren, welche Euch drohen, nur vergrößern könnt, — ich wende mich an Euer Herz, von dem man mir gesagt, daß es so edel wie großmütig empfinde und bitte Euch: lasset ab von ihr, die Ihr so heiß begehret und suchet nicht das Opfer ihr noch mehr zu erschweren, das ihr des Herrn unerforschlicher Wille auferlegte."

Juans Stirn hatte sich tief umwölkt. „Ihr sprecht mit ruhigen und wohlüberlegten Worten eine Trennung aus, über die ich selbst nicht einmal entscheiden darf, so lange ich Charitas' Hoffen auf mich gerichtet weiß," entgegnete er, „Ihr verlangt, daß ich mein gegebenes Wort ihr breche und bedenket nicht, daß ich ihr Herz zugleich damit zu brechen gezwungen, das an mir mit der Treue hängt, die stark wie der Tod, durch irdisches Gebot sich nicht mehr zu lösen

vermag. Ihr rufet mir in das Gedächtniß, daß jenes Bündniß, welches ich mir zu erzwingen beabsichtige, da Haß und Rachsucht mich daran zu hindern suchen, ihr zum Elend sich gestalten würde — doch welch' einen Ersatz wollt Ihr Charitas bieten, welches andere Glück soll ihr die Entsagung weniger herbe fühlbar machen, die auch Euer Wille ihr aufzuerlegen gedenkt?"

„Mein Prinz, das Glück, welches ich Charitas zu bieten vermag, ist nicht das, was wir auf Erden also nennen, doch schließt es Besseres als solches ein, da es ihr den Frieden verheißt, den die Verzweiflung bitterer Reue niemals erreichen kann. Und diese letztere ihr zu ersparen, den tödtlichen Stachel nicht in dieses Herz zu drücken, das Euch so ganz zu eigen, um selbst sein ewig Heil darüber zu vergessen, flehe ich das Eure an. Ihr wisset wohl, daß Ihr auf keinen Widerstand zu stoßen hättet, wenn Ihr mit Eurem Vorsatze Euch ihr nahtet, denn Euer Wollen ist seit langer Zeit das ihre geworden; sie würde Eurem Rufe folgen und freudig den Gefahren Trotz bieten, die Euch Beiden nahen könnten. Ihr gedenket sie zu Eurer Gattin zu machen und es ist möglich, daß Euch dies gelänge, obwohl kein Priester der

entflohenen Novize Hand willig in die Eure legen wird; Ihr wollt sogar Eures Königs Zorn auf Euch nehmen, des heiligen Vaters Wunsch mißachten, der über Eure Hand in anderer Weise verfügte, aber seid Ihr auch gewiß, daß Euer Herz niemals des Opfers Schwere empfinden wird, welches Ihr diesem Kinde zu bringen vorhabt? Daß Ihr es niemals mit Reue beklagen lernen werdet, Eure Zukunft einem vielleicht vergänglichen Liebestraume geopfert, oder daß Euch niemals der Vorwurf bedrücken wird, ein Leben zerstört zu haben, das bereit wäre in fesselloser Liebe Euch sich zu ergeben, wenn es Euch nicht gelänge, Eure Hoffnungen auf eine gesetzmäßige Verbindung zu verwirklichen?"

Sie hielt inne, während ihre Augen fest auf ihn geheftet blieben; in seinen Zügen arbeitete es, als ringe er in einem schweren Kampfe, doch eine Antwort erhielt sie nicht; leise berührte sie seinen Arm.

„Und darf ich zu der ersten noch eine zweite Erinnerung wachrufen?" fragte sie mit einer Stimme, die wie von Thränen verschleiert klang. „Es ist jetzt nicht mehr Charitas allein, für die ich flehe — ich selbst auch stehe als Bittende vor Euch. Erspart die Schmach mir, die mich träfe, wenn unter meinen Augen sich die Flucht

der mir Anvertrauten vollzöge, — die Ehre dieses Klosters ist die meine."

„Was ist es demnach, das ich Euch geloben soll?" fragte Juan tonlos.

„Lasset diese Unterredung, die Ihr von Charitas erbeten, die letzte sein, die Ihr mit ihr gehabt, und wenn Euch die furchtbare Ueberwindung gelang, die ich damit Euch auferlege, so denket, daß Euch Eure — Mutter dafür segnet, Eure Mutter, die Ihr nie gekannt."

Ihre Bewegung drohte sie zu überwältigen; es war ihr, als müsse sie an dieses Mannes Brust sich werfen, ihm zurufen: „Vollbringe für mich, was Dir so unendlich schwer erscheint; erkenne in mir die Unglückliche, die Dir das Leben gab und die jetzt ihre Pflicht zwingt, Dir so wehe zu thun."

Sie wußte, daß sie es nicht dürfe, daß sie ihr Kreuz zu Ende tragen müsse, ohne daß ihre Lippen verrieten, wie schwer sie darunter litt, daß sie des Schwures eingedenk bleiben müsse, auch in dieser Stunde, der ihr verbot, den Sohn zu kennen, nach dem ihre Seele dennoch in Sehnen sich verzehrte.

Juan hatte langsam den gesenkten Blick zu ihr emporgeschlagen; er sah die thränenschimmernden Augen der Frau vor ihm mit einem Ausdruck tiefen

Schmerzes auf sich gerichtet und wie an jenem ersten Tage, der ihn fast ohne sein Wollen zu ihr geführt, überkam ihn das Gefühl, als sei sie ihm keine Fremde mehr, die vor ihm stehe, als müsse er sie gekannt haben, — wann und wo war es nur gewesen? — als müßten diese milden, schönen Augen auf seinem Antlitz vor langer Zeit schon einmal geruht haben, von jener Seele, deren Spiegel sie waren, zu der seinen das rätselhafte Band zu schlingen, das als vertraute Geister sie einander genähert.

Und während er dem seltsamen Empfinden nachgab, das ihn beherrschte, tauchte plötzlich die Erinnerung an die Worte auf, die einst sein Pflegevater zu ihm gesprochen, als ihm des Jünglings Fragen nach seiner Mutter jene Andeutungen entlockt, die Juan in den Wirren seines Lebens fast wieder vergessen und wie der treue Hüter seiner Kinderjahre ihn beschworen, niemals dem Geheimniß nachzuforschen, das seines Vaters Wille mit undurchdringlichem Schleier bedeckt. Er drückte stumm sein Antlitz in die Hände — zu sprechen vermochte er in diesem Augenblicke nicht.

Die Aebtissin war es, die zuerst das Schweigen brach. „Darf ich von Eurer Großmut hoffen, daß ich Erhörung meiner Bitte fand?“

Er richtete sich empor. „Ich sah die Träume

meines Lebens, einen nach dem andern, in ein Nichts zerrinnen," erwiderte er, „und erst an dem Schmerze, den ich heute empfinde, muß ich erkennen, wie teuer mir der letzte war, den ich geträumt. Nehmt denn mein Wort, daß ich es aufgeben werde, Charitas mich je wieder zu nähern und wenn mich meines Opfers Schwere allzu tief darnieder drückt, so werde ich zu denken suchen, daß es meine Mutter war, der ich es brachte."

Er war vor ihr niedergesunken und küßte ihre Hand; sie legte ihre Linke auf sein Haupt, auf das jetzt langsam und schwer ihre Thränen niederfielen. — — — — — — — — —

Die Unterredung, welche Juan mit Charitas bewilligt worden, sollte in dem Sprechsaale des Klosters stattfinden; Renée d'Avré erwartete ihn in dem dorthin führenden Corridor und teilte ihm mit, daß die Aebtissin ihre Gegenwart bei der Zusammenkunft verordnet.

„Ich bedaure Ew. Hoheit diese Eröffnung machen zu müssen," fügte sie hinzu, „doch ist es gegen die Ordensregel, daß die Novize mit einem Besuche allein bleibe. Frau Benedicta wollte es Euch ersparen, daß eine der Nonnen höre, was Ihr Charitas zu sagen habt."

Juan verneigte sich. „Ich weiß, daß ich mich dem Gebote zu fügen habe.“

Er folgte der Voranschreitenden nach dem Sprechsaale. Charitas stand an einem der hohen Fenster, als er eintrat, das Antlitz dem Erscheinenden abgekehrt; erst, als er sich ihr näherte und leise ihren Namen sprach, wandte sie sich um.

„Du kommst, um Abschied zu nehmen,“ sagte sie mit einer fast erschreckenden Ruhe.

Er hatte sie in seine Arme genommen und ihr Haupt an seine Brust gedrückt. „Es muß sein,“ flüsterte er.

Sie richtete die heißen thränenlosen Augen zu ihm empor. „Mir ward das Nämliche am heutigen Morgen gesagt und doch fanden die Worte keinen Glauben bei mir. Ich gehorche einzig dem Zwange Derer, die über mein Leben beschlossen haben — dieses Leben, dessen höchstes Ziel es sein sollte, Dir sich weihen zu dürfen,“ fügte sie kaum hörbar hinzu.

Er erwiderte nichts; die Worte Charitas’ drohten seinen kaum gefaßten Vorsatz zu erschüttern; sie legten ihm von Neuem die Versuchung nahe, die Schranken zu durchbrechen, die ihn von diesem Mädchen trennten; er erinnerte sich, daß es unmöglich sei, daß er jetzt stärker sein müsse, als dieses junge, liebende

Geschöpf, bei welchem der Gedanke der Sünde in dem allmächtigen Gefühle aufgegangen, das sie zu ihm zog.

Auch Charitas schwieg; sie hielt seine Hände mit den ihren umklammert und blickte in sein Antlitz, als wollte sie sich seine Züge für ein ganzes ferneres Leben einprägen, das dunkle sonnenlose Leben, das jetzt vor ihr lag und das in diesen Mauern verfließen sollte, bis die Pforte sich öffnete, die zu dem Kreuze führte, unter dessen Schatten die vorangegangenen Schwestern ruhten. Und dann glitten ihre Augen zu der Hand des geliebten Mannes nieder und sie gedachte der ersten Thränen, die sie um ihn geweint, als man es ihr verweigert, jenes erste Mal sie anzunehmen, da er sie ihr bei dem Abendfeste im Hause der Eltern bot. Die nämlichen feindlichen Gewalten waren auch jetzt trennend zwischen ihn und sie getreten; sie hatten lange, ehe sie sich dessen bewußt, um ihr Dasein die unzerreißbaren Fesseln geschlungen. Doch während ihre Blicke auf der Hand hafteten, die jetzt sich aus der ihren lösen sollte für immer und immerdar, erschien es ihr plötzlich, als sei dieselbe gewandelt; sie war leicht geschwollen und bis zu den Spitzen der schlanken weißen Finger mit rötlichen Flecken bedeckt.

Ein jäher Schrecken durchzuckte sie. „Was ist mit Deiner Hand geschehen, Juan?“ fragte sie beunruhigt. „Was ist die Ursache, daß sie diese Flecken zeigt?“

Er streifte den Handschuh von der Linken, um auch auf diese einen Blick zu werfen. „Ich weiß es nicht, Geliebte,“ erwiderte er, „ich habe bis zur Stunde nichts Auffälliges daran gewahrt, doch fühle ich seit einigen Tagen Schmerzen darin.“

Charitas nahm den Stulphandschuh, den er auf die Polsterbank geworfen, und betrachtete ihn aufmerksam. „Der Handschuh, den Du trägst, strömt einen betäubenden Wohlgeruch aus,“ sagte sie, „ist es ein solcher, den Du bevorzugst und bist Du gewiß, daß nicht er es sei, der Dir geschadet?“

„Nicht doch, süßes Kind, welchen Schaden sollte er mir bringen? Ich liebe Wohlgerüche, wie Du weißt und bin an sie gewöhnt, um sie kaum noch zu spüren. Die Handschuhe, die ich erst seit einigen Tagen besitze, kaufte ich eben deshalb von einem umherziehenden Händler, der mir die Essenz, mit welcher sie getränkt sind, gegen Ansteckung der im Lager herrschenden Seuche empfahl.“

Charitas wußte nicht, was in dieser Antwort ihr beängstigend dünkte; oder war es nur die stete

Sorge um ihn, die, seit sie ihn kannte, nie von ihr gewichen und die Alles ihr wie eine Gefahr für ihn erscheinen ließ? Sie schlang beide Arme um ihn und schmiegte sich an ihn. „Ich würde mich darein ergeben, Dich zu verlieren, sähe ich Dein eigen Loos gesichert, Dich selbst auf freier Höhe, die keines Feindes Tücke mehr erreicht, Dein Leben ruhmgekrönt und Deine Thaten anerkannt. In meiner öden Zelle würde ich mich Deines Glückes freuen und mir zuweilen sagen, daß meine Gebete vielleicht beitrügen, Dich die hohen Ziele erringen zu lassen, die Dir vorgeschwebt. Doch mein Herz ist voller Bangen um Dich und wenn ich in den letzten Nächten endlich den Schlummer fand, sah ich im Traume Dich stets bleich und starr, gleich einem Todten und wenn ich dann erwachte, waren meine Wangen von Thränen naß, die ich um Dich vergossen."

„Wäre es ein Unglück, wenn Dein Traum die Wahrheit Dir gezeigt, Charitas?" fragte er, sie fester an sich schließend. „Glückselige Blindheit, da wir noch erwarten, das Leben solle uns erfüllen, was wir glauben von ihm begehren zu dürfen, als unser eigenstes und heilig Recht. Ist es nicht besser, es von uns zu werfen, bevor wir uns völlig müde an ihm trugen und in der Ewigkeit, die uns empfängt, das Bewußt-

sein aller Schmerzen zu verlieren, an denen unsere Seele hier auf Erden tödtlich krankte? Ewig, Charitas, welch' ein Wort! Nach all' der Qual des Lebens aufzugehen in nimmer endender tiefer Ruhe, die keine Sorge, kein heißes Sehnen, kein ungestillt Verlangen mehr trübt und in dem Fühlen jener Rast, die wir hier nimmer fanden, die Ahnung der verheißenen Seligkeit empfangen. — Versprich mir, Geliebte, daß Du um mich nicht trauern wirst, wenn Du vernimmst, daß ich jenes Ziel erreicht, das jetzt nur noch als einzig wünschenswertes mir vorschwebt und bitte für uns Beide, daß wir uns droben wieder begegnen, da man auf Erden uns trennte."

„Nicht um Dich trauern," wiederholte Charitas, wie zu sich selbst sprechend, „nein, nicht lange, Juan; Du warst das Leben meines Lebens, mit Dir möge auch das meine erlöschen."

„Und gelobe mir," fuhr er dringender fort, „daß Du mir verzeihen willst, wenn meine Schuld es war, an der unser Hoffen, wie unser Wünschen scheiterte, daß Du Dich nur erinnern willst, wie ich Dich liebte, nicht, wie Du um mich, durch mich gelitten."

„Ich habe Dich nie angeklagt, Geliebter, welch' ein Gedanke kommt über Dich? Seit ich zum ersten

Male Dich gesehen, wußte mein Herz nichts Anderes mehr, als Dich zu lieben."

Er ließ seine Hand durch ihr gelöstes Haar gleiten. „Bald wird dies Haar unter der Scheere Deiner Schwestern gefallen sein und ich darf ohne Sünde die Locke nicht mehr anblicken, die Du einst mir schenktest. Werde ich sie behalten dürfen, Charitas? Sie ist das Einzige, was mir als Erinnerung an Dich bleibt."

„Behalte sie, Juan; kennst Du den Glauben nicht, der sich an eine solche Gabe knüpft? Ist es Dir beschieden vor mir von dieser Erde zu gehen, so wird sie mich Dir nachziehen in Dein Grab."

Er drückte seine Lippen in ihr Haar. „Mein Arzt sagte mir, daß ich seit Tagen fieberkrank; ich widersprach ihm bisher, doch heute Morgen erschien es mir, als ob er Recht habe. So lasse uns scheiden, ohne daß ich Dich noch einmal küßte, und war es Sünde Deiner zu begehren, wie ich es that, so möge mich allein die Strafe dafür treffen, nicht Dich, mein Schutzgeist, in dessen reiner Nähe selbst das glühendste Verlangen sich in Anbetung wandelte."

Er wollte sie langsam aus seinen Armen gleiten lassen, doch ihre Blicke, die wie gebannt an den seinen hingen, hielten ihn mit unwiderstehlicher Macht ge-

fangen; es war ihm, als ob vor ihrer stummen Sprache er die Kraft dahin schwinden fühle, die ihn in dieser Stunde aufrecht erhalten.

„Du fürchtest, daß Dein Kuß Gefahr mir brächte," flüsterte sie, „und sehnst dennoch den Tod herbei, der mich Dir ewig vereint? Siehe, Geliebter, ich fürchte ihn nicht, ich nehme freudig ihn von Deinen Lippen."

Er neigte sein Antlitz auf das ihre; war es Vernichtung, war es Seligkeit, was ihn durchströmte, war es ein Augenblick nur, war es eine Paradieses-ewigkeit, in der er sie umarmt gehalten zum letzten tödtlichen Lebewohl — er wußte es nicht; er entsann sich später dunkel nur, daß er den regungslosen Körper der Geliebten in Renée's Arme gelegt und ohne Gruß noch Wort aus dem Zimmer gestürzt sei, sich auf sein Pferd zu schwingen und in besinnungsloser Hast dem Lager entgegenzujagen.

Achtes Kapitel.

Unter der Anleitung Gabrio Cervelloni's wurde in geringer Zeit das Lager auf dem Bongenberge bei Namur vollendet, wohin das spanische Heer sich werfen sollte, um dort bis zum Beginne des Winters auszuharren. Es war auch in den letzten Wochen zu keiner entscheidenden Handlung gekommen, da seltsamer Weise das ständische Heer, trotz seiner Verstärkung durch die auswärtigen Truppen, keinen Angriff auf die Spanier wagte.

Die französischen und deutschen Soldaten waren in den bei Mecheln liegenden Dörfern einquartiert, aber, statt sich der erwarteten Helfer in der Not zu freuen, erhoben sich unter der Bevölkerung zahlreiche Klagen über die Bedrückung, welche die angeblichen Befreier dem Landvolke gegenüber sich erlaubten und man wünschte sie bereits wieder hinweg, die man zum Beistande kurz zuvor herbeigerufen.

Die vorrückende Jahreszeit ließ außerdem den Mangel an Lebensmitteln fühlbarer werden, der besonders bei den spanischen Truppen herrschte; seit Monaten ohne Löhnung, waren sie auf das angewiesen, was sie gewaltsam sich zu verschaffen wußten und was dennoch nicht genügend war, allen Erfordernissen abzuhelfen. In dem Lager vor Namur begannen bösartige Krankheiten, die schon seit längerer Zeit vereinzelt aufgetreten, mit erschreckender Schnelle sich zu verbreiten; täglich forderte der Tod eine Anzahl von Opfern dahin, die der Seuche anheimgefallen.

Die Hülfe der Aerzte reichte nicht mehr für die Kranken aus und die Aebtissin von St. Fleuret entsandte einige der Schwestern in das Lager, um in der Pflege der Leidenden den Aerzten beizustehen.

In dem Kloster selbst bereitete man Alles zu der in Kurzem stattfindenden Einkleidungsfeier der Novize vor, zu welcher der Bischof von Lüttich sein Erscheinen zugesagt und die Nonnen sahen mit geheimer Freude einer Festlichkeit entgegen, welche eine vorübergehende Abwechselung in ihr einförmiges Leben bringen sollte.

Eine Woche vor dem zu der Feier bestimmten Tage kam Hendrik d'Avré seine Gattin zu besuchen,

die er bis zum Beginne des Winters noch in St. Fleuret zu lassen gezwungen war.

„Ich weiß es nicht," sprach er, als er mit ihr, wie es ihre Gewohnheit war, im Garten auf und nieder ging, „wie lange unsere Ungewißheit, was wir zu thun und zu lassen haben, noch währen wird. Von Madrid kommen keine entschiedenen Weisungen, das Heer befindet sich in einer hoffnungslosen Lage, die sich mit jedem Tage eher zu steigern, als abzunehmen scheint und wenn uns nicht die Uneinigkeit unserer Gegner rettet, werden wir uns länger kaum als noch drei Monate halten können. Die neuen Truppen aus Spanien werden täglich erwartet, ohne einzutreffen und zu dem übrigen Unglück, das uns heimsucht, ist auch unser Feldherr jetzt so schwer erkrankt, daß wir an seiner Genesung zweifeln müssen."

„Was sagst Du da, Hendrik?" rief Renée, welche die letzte Nachricht kaum minder erschreckte, als die vorangegangenen. „Don Juan wäre krank?"

„Er ist es schon seit längerer Zeit, ohne daß man seinem Zustande ernstliche Gefahr beigemessen," antwortete Hendrik, „auch wußten selbst die Aerzte bisher nicht, welcher Art sein Leiden sei. Seit einigen Wochen, ungefähr seit seinem Besuche hier im Kloster, sind seine Kräfte sichtlich geschwunden und man könnte

sich Gedanken machen, wie sich die Krankheit nennt, die ihn befallen.“

„Du willst damit doch nicht andeuten, Hendrik, daß ein Verbrechen sie herbeigeführt haben könne?“ fragte Renée betroffen.

Er zuckte die Achseln. „Wer vermöchte das zu entscheiden? Seiner Feinde sind unzählige und vielen von ihnen erscheint jedes Mittel gerecht, ihm an das Leben zu gehen. Wer eines Escovedo Mord befahl, könnte auch den seinen gutheißen, wenn ihm sein Leben unbequem wäre.“

Renée blickte sinnend vor sich nieder. „Als ich bei jener Unterredung zugegen war, in der er von Charitas Abschied nahm, hörte ich, wie sie einige Worte zu ihm sprach, die mich damals bereits erschreckten. Sie entdeckte an seiner Hand einige ihr auffällige Flecken und in ihrer Sorge um ihn wurde sie auf den Handschuh aufmerksam, den er trug und von dem er sagte, daß er ihn unlängst von einem wandernden Händler gekauft.“

„Nun, und was war Befremdendes an diesem zu finden?“ fragte Hendrik, als Renée innehielt.

„In der Aufregung, in welcher er sich von Charitas trennte, ließ er einen der Handschuhe in dem Zimmer zurück, in welchem er sie gesprochen.

Seitdem hatte ich oftmals Gelegenheit, denselben in der Hand Charitas' zu sehen, die ihn wie eine Reliquie hütet, und gestern Morgen bemerkte ich, daß ihre Hände mit den gleichen Flecken bedeckt waren, die sie an den seinen gewahrte."

Hendrik war sehr nachdenklich geworden. „Der Fremde, von welchem er und sein Gefolge Einiges kauften, ist auf Befehl des Herzogs von Parma verhaftet worden, weil er des Spionirens sich verdächtig machte; seit Wochen schon harrt er des Urteilsspruches, doch bisher hat er standhaft jede Auskunft über seinen Namen, wie seine Herkunft verweigert. Wenn es sich bestätigt, was Du vermutest, wird man durch schärfere Mittel ihn zum Sprechen bringen müssen."

Sie schritten schweigend eine Weile unter den Bäumen dahin, deren dichtes Laubdach in der letzten Zeit sich zu lichten begonnen.

„Die Einkleidung Charitas' findet in acht Tagen statt?" sprach Hendrik nach einer Pause.

„Ja," antwortete Renée, „der Bischof hat seine Ankunft auf den zweiten Tag nach Sanct Michael festgesetzt."

„Und wie ist ihre Stimmung? Wird sie sich in das Unabwendbare ergeben können?"

„Ich sehe sie nicht allzu oft jetzt, da die Vor-

bereitungen zu der heiligen Handlung sie vielfach in Anspruch nehmen und bin ich bei ihr, spricht sie nie von dem, was wohl ihr Herz am meisten bewegt."

„So verschweige ihr bis nach der Feier, was ich Dir über die Erkrankung des Prinzen mitteilte," bemerkte Hendrik, „sie hat an dem Vorhergegangenen schon genug zu tragen. — Hast Du erfahren, ob von ihren Anverwandten Jemand in diesen Tagen in St. Fleuret eintreffen wird?"

„Der Herzog von Aerschot und seine Gemahlin haben ihr Erscheinen angekündigt, Charitas' Vater jedoch sich mit einer Sendung des Prinzen von Oranien an den Kaiser entschuldigt. Die Marquise ist, soviel ich durch die Aebtissin vernommen, nicht mehr in Brüssel."

„Ich hörte das Gleiche; es muß ein ernstliches Zerwürfniß zwischen den Ehegatten stattgefunden haben, denn der Marquis, trotz seiner früheren Schwäche der schönen Frau gegenüber, soll ihre Rückkehr von Joinville nicht wünschen, wo sie am Hofe ihres Vetters Heinrich Guise weilt."

„Und kannst Du Dir das Vorgefallene deuten?" fragte Renée. „Hängt es mit dem Schicksale Charitas' zusammen?"

„Fast möchte ich es fürchten, obgleich ich den

Voraussetzungen nicht Worte leihen will, die ich hege. Doch wie Marguèrite d'Avré sich niemals scheute, ihre Stieftochter der eigenen Selbstsucht in einer oder der anderen Hinsicht zu opfern, kann es auch jetzt sich so verhalten haben, wennschon es sich in diesem Falle mehr um die Befriedigung eines heißen Racheverlangens gehandelt haben wird."

Die Zeit war um, die Hendrik seiner Gemahlin widmen konnte; sein Dienst rief ihn in das Lager zurück.

„Noch wenige Wochen und ich hoffe Dich mit mir nehmen zu können," sprach er, „der Prinz will mir die Stelle des Gouverneurs von Limburg übertragen, das kürzlich seine Thore uns öffnete. Ich sehe jenem Zeitpunkt mit Sehnsucht entgegen, der dieser unfreiwilligen Trennung für den Winter und vielleicht darüber ein Ende macht."

Die Gatten umarmten sich; Renée begleitete Hendrik bis zur Ausgangspforte des Klosters, um dann langsam, in schweren Gedanken, in das Haus zurückzukehren.

Wie es seine Freunde längst befürchtet, war die Krankheit, deren Keim Juan seit Monden schon in sich getragen, zu ebenso heftigem, als schnellem Ausbruche gekommen. Er hatte, so lange es anging, noch die Uebersiedelung der Truppen von Namur in

das Lager selbst geleitet, täglich die erkrankten Soldaten besucht und ohne Scheu vor der drohenden Ansteckung der Seuche, an ihren Lagerstätten verweilt, ja, es über sich gewonnen, trotz der Verzweiflung im eigenen Herzen, sie durch tröstende Worte aufzurichten und zum Ausharren zu ermahnen.

Als jedoch am zwanzigsten September mit den Letzten seines Gefolges er sich selbst in das Lager begeben wollte, hatten seine Kräfte nicht mehr ausgereicht den Weg zurückzulegen. Die Soldaten trugen ihren Führer in einem Feldbette nach dem Dorfe Bonge, wo Bernardino de Zuniga, der bei ihm die Dienste eines Kammerherrn versah, ihm sein Quartier einräumte, das in der Eile notdürftig zu seinem Gebrauche hergerichtet wurde.

In dem ganzen Lager hatte die schwere Erkrankung des Feldherrn eine maßlose Bestürzung hervorgerufen; obgleich man wußte, wie sehr seine Gesundheit in dem letzten Jahre gelitten, hatte man sich dennoch stets der Hoffnung auf eine endliche Besserung hingegeben und jetzt plötzlich mußte man vernehmen, daß er selbst, auf keine Genesung mehr rechnend, bereits die Anordnungen für den Fall seines Todes getroffen.

In dem elenden Hause, wohin man Juan ge-

tragen, saß Alexander von Parma an der Seite seines Freundes und versuchte ihn zu überzeugen, daß nach dem Ausspruche der Aerzte keine Gefahr für sein Leben zu befürchten sei. Juans Züge überflog ein Lächeln bei des Jugendgefährten hoffnungsvollen Worten.

„Du meinst, daß ich des Trostes bedürfe,“ sprach er endlich, „da der Tod mich abzurufen kommt zu einer Zeit, die uns in der Blüte unseres Daseins finden sollte? Nicht doch, Alexander, gönne mir nach all dem Wirrsal jener kurzen Jahre die endliche Rast; mein Leben habe ich ausgelebt und ich würde davor scheuen, in dasselbe zurückzukehren.“

„Und die Deinen? Denkst Du ihrer nicht? Du lässest das Heer in einer fast hoffnungslosen Lage zurück.“

„Das Heer, Alexander, wirst Du an meiner Statt weiterführen; rufe mir noch heute die Obersten herbei, um meinen Willen ihnen kund zu thun. In ihrer Gegenwart will ich Dich zu meinem Nachfolger ernennen; sie werden Dir mit gleicher Liebe gehorchen, wie mir.“

Farnese zögerte. „Ich trage Bedenken den Oberbefehl zu übernehmen, ohne daß des Königs Einwilligung dazu erfolgte.“

„Ich weiß, daß ich eigenmächtig damit handle," sprach Juan, „doch gestehst nicht Du selbst es ein, daß Dich die Sorge um die Zukunft des Heeres schreckt? Und Du allein wärest im Stande, ihnen der Retter zu werden, dessen sie in diesem Augenblicke bedürfen, der unerschrockene Führer, dessen Geisteskraft mit den Gefahren wächst, die ihn umringen. Willst Du sie in ihrer Bedrängniß verlassen, sie gewaltsam ihrem Schicksal entgegentreiben, dem sie durch die Ueberzahl der Feinde anheimfallen werden, wenn keine starke Hand sie zusammenhält? Und mehr noch, willst Du den Feinden so leichten Sieg über die Unseren gönnen, dem Könige den Schatten der Gewalt selbst rauben, den er noch in diesen Provinzen sein eigen nennt? Siehe, Deine Kraft ist noch ungebrochen, Dir ersparte es ein gütiges Geschick am Wege niederzusinken, den Du zur Hälfte kaum, dem Ziele entgegen, zurücklegtest und Du wolltest davor scheuen, Deine reichen Gaben einer Aufgabe zu weihen, die vielleicht Du besser als ich zu Ende zu führen vermagst?"

Farnese zögerte noch immer; er fürchtete des Königs Zorn, wenn er dem Wunsche des Freundes Folge leistete, doch die Vorstellung, daß dann Spaniens Sache unrettbar mit dem Verfalle des

Heeres verloren sein könne, blieb nicht ohne Eindruck auf ihn; er sah ein, daß diese zusammengewürfelten, entmutigten Truppen einer eisernen Hand bedurften, sie in einem Momente, wie diesen, aufrecht zu erhalten und er fühlte sich der schweren Aufgabe gewachsen, die ihm zufallen sollte.

„Du schwankest noch," fuhr Juan fort, „Du kannst Dich nicht entschließen, meine Bitte zu erfüllen? Bedenke Alexander, ehe Du Dich entscheidest, daß Deine Weigerung das Grab von Spaniens Ehre sein könnte."

Farnese ergriff des Freundes fieberheiße Hand. „Sei ruhig, Juan, ich will thun, was Du verlangst; in dieser Stunde noch werde ich die Obersten versammeln lassen."

„Ich danke Dir."

Am Abend desselben Tages noch erklärte Juan in Gegenwart sämmtlicher Führer und Obersten des Heeres Alexander Farnese zu seinem Nachfolger im Oberbefehle; er empfahl den ihm Untergebenen ihm mit der gleichen Treue und Aufopferung zu folgen, wie ihm selbst und dankte Jedem einzeln für die erwiesenen Dienste.

Die Obersten weigerten sich, von ihm Abschied zu nehmen, wie er es verlangte; noch wollte es ja

Keiner glauben, daß die Krankheit eine tödtliche sei, noch wollte man den draußen in gedrängten Schaaren harrenden Soldaten die Mitteilung bringen können, daß der geliebte Führer lebe und wieder genesen werde. Die Aerzte drangen endlich auf die Entfernung der den Kranken Umstehenden; widerstrebend verließen die Obersten die Hütte, um dem Beichtvater Juans Platz zu machen, dem der Feldherr seine Aufträge an den König übergeben wollte.

Einige Tage vergingen in dumpfer Spannung für das ganze Heer; es war, als ob der Tod, der an des Lagers Eingang Wache hielt, jeden Ausdruck des Lebens gewaltsam darin niederhalte. Durch des Kranken Fieberträume tönten hier und da bekannte Stimmen und befreundete Gesichter erschienen an seinem Bette, die er dennoch nicht mehr erkannte; zuweilen war es ihm, als stände er an der Spitze der einstigen Gefährten, sie mit begeisterten Worten zum Kampfe anfeuernd.

„Sieg, endlich Sieg!“

Hatten seine eigenen Lippen es gerufen, war es aus der Ferne zu ihm gedrungen, ihm zu künden, daß der Kampf zu Ende, der qualvolle Kampf mit seinem verödeten, verfehlten Leben?

Er schlug die Augen auf; es war Nacht um

ihn; nur eine matte Lampe brannte in der Hütte, ihm unsicher die Gegenstände um ihn zeigend und an seinem Bette saß neben seinen beiden Dienern sein Beichtvater, der die letzten Nächte bei ihm durchwacht.

„Welchen Tag haben wir heute?“ fragte er den Pater, der bei seiner Bewegung aufmerksam geworden.

„Es ist der Morgen des ersten Oktober,“ antwortete der Geistliche sanft.

„Und wie lange, mein Pater, glaubt Ihr, daß ich noch zu leben habe?“

„Der Ewige allein weiß es, mein Sohn.“

„Mir war es, als hörte ich den Viktoriaruf der Meinen; vernahmet Ihr, daß ein Kampf stattgefunden?“

„Es ist Alles ruhig; es war der Fiebertraum, der Euch den Kampf vorspiegelte, der Eure Gedanken in wachen Stunden so oft beschäftigte.“

Der Kranke versuchte sich emporzurichten, es gelang ihm nicht; einer der Diener legte stützend seinen Arm um ihn, Juan lächelte dankbar zu ihm empor.

„Wenn Ihr dem Könige meinen Tod anzeigt, mein Pater, so empfehlet seiner Gnade auch diese, die so getreu mir dienten, ohne daß ich ihnen anders, als mit einem Worte des Dankes lohnen konnte,“ sprach er, auf die Diener weisend. „Seit Monaten

schon bin ich ihnen verschuldet und wie ich arm und heimatlos in diese Welt gekommen, so gehe ich von hier, ohne über einen Maravedi noch verfügen zu können. Erbittet von Don Philipp, daß er den Getreuen an Lohn erstatte, was ich nicht mehr konnte und daß er ihnen ein gnädiger Gebieter sei. Und für mich selbst" — er stockte, von Atemnot gepeinigt; der Diener hielt einen Becher an seine Lippen, in welchem sich ein kühlendes Getränk befand.

„Und für Euch selbst?" erinnerte leise der Beichtiger, als der Anfall vorüber.

Der Kranke blickte gedankenvoll vor sich hin. „Ich möchte es als letzte Gnade vom Könige erbitten, meine Leiche neben der meines Vaters bestatten zu lassen; wenn er mir dies gewährt, will ich für alle Dienste reichlich mich belohnt halten, die ich Spaniens Krone je erwies. Ich hatte in der Jugend stürmischem Hoffen einst mehr verlangt, als ich gedurft; das ist vorüber und mein Wünschen starb dahin. Wie sollte ich mich jetzt nicht nach der Weite des Himmels sehnen, da von der Erde keine Handbreit jemals mir gehörte."*)

Die Thür der Hütte öffnete sich leise; Octavio Gonzaga trat vorsichtig ein. Juan streckte ihm die Hand entgegen, auf die Octavio seine Lippen drückte.

*) Bericht des Beichtigers an den König.

„Ihr wachet wieder und erkennet mich, teurer Herr," flüsterte er bewegt.

„Ich wache, mein Octavio, um bald, — bald fester als zuvor einzuschlafen," erwiderte Juan, „ist es noch nicht Tag? Ich möchte die Sonne noch einmal sehen, bevor ich sterbe."

Octavio schüttelte den Kopf. „Noch zwei Stunden fehlen bis Sonnenaufgang; es ist Herbst geworden."

Der Kranke blickte träumerisch in die Flamme der Lampe. „Es war auch Herbst, als ich zum ersten Male sie wiedersah," sprach er halblaut.

Octavio schwieg; er wußte, welche Gedanken seinen Herrn jetzt bewegten, auch wenn er nicht den Namen gehört, den Juan vor sich hin flüsterte: „Charitas!"

„Ihr riefet so oft nach ihr in Euren Fieberträumen," sagte Gonzaga, sich zu ihm neigend. „Habt Ihr den Wunsch, sie noch einmal zu sehen?"

„Den Wunsch, Octavio? Vielleicht! Doch wird man ihr es nicht gestatten zu mir zu kommen."

„Ich könnte selbst nach St. Fleuret hinausreiten, die Aebtissin um die Erlaubniß zu bitten," sprach Gonzaga.

Juan lächelte matt. „Du meinst es wohl mit mir, doch nicht mit ihr, der Du den Schmerz nicht ersparen willst, mich sterben zu sehen."

„Sie wird an sich nicht denken wollen, nur an Euch, den sie über Alles liebte," sagte der treue Freund. „Soll ich versuchen, teurer Herr, sie hierher zu rufen?"

Juan schwankte. „So gehe hin zu ihr," sagte er endlich, „und siehst Du die Aebtissin, sage ihr, daß ich die Entscheidung in ihre Hand lege. Wie sie es ordnet, so wird es am besten sein."

Er schloß wie müde die Augen; Octavio blieb bei ihm, bis endlich der Morgen graute und überließ dann seinen Platz dem Herzoge von Parma, um sich nach St. Fleuret zu begeben.

Die Nonnen der heiligen Salesia waren heute schon in früher Morgenstunde durch den Glockenklang in die Kirche gerufen worden und hatten dort der Messe beigewohnt, mit der die Feier des Tages eingeleitet wurde, welche dem Orden eine neue Schwester schenken sollte. Der erste Oktober war der Tag, den der Bischof zur Einkleidung Charitas d'Avré's bestimmt.

Das Kloster und die Kirche trugen ein ungewohnt festliches Gepräge; die Nonnen hatten nichts versäumt, um den Empfang der jungen Ordensschwester zu einem möglichst freundlichen zu machen, vielleicht auch hatte sie die Rücksicht auf den hohen Besuch, der in der Person des Bischofs ihr Kloster heute betrat, zur Schmückung aller Räume veranlaßt.

Der Herzog von Aerschot mit seiner Familie war schon Tags zuvor in St. Fleuret eingetroffen und es war den Nonnen nur befremdlich, daß der Marquis von Avré und seine Gattin an dem Ehrentage ihrer Tochter fehlten. Annie Aerschot hatte ihre Eltern begleitet, aber trotz ihrer Neugier auf die zu erwartende Feier fühlte sie sich seltsam beklommen und war gegen ihre Gewohnheit schweigsam und nachdenklich.

„Ich möchte doch nicht Nonne werden, mein Vater,“ sagte sie, als sie mit ihren Eltern nach dem Frühmahl sich allein befand.

„Weshalb nicht, mein Kind?“ fragte der Herzog zerstreut; er hatte sich soeben erinnert, daß er an dem nämlichen Tage noch in Mons eintreffen müsse, wo der Herzog von Anjou ihn erwartete und bedauerte bereits, den Umweg über St. Fleuret genommen zu haben.

„Ich weiß nicht, weshalb ich mich fürchte,“ antwortete Annie, ihr naseweises kleines Gesicht an des Vaters Arm schmiegend, „aber seit ich gestern hier ankam, finde ich Alles so schauerlich. Ihr sagtet mir, es [illegible] ein Fest, das hier begangen werde und ich denke stets, daß es eine Todtenfeier sein müsse.“

„Kleiner Narr,“ lächelte der Herzog, ihren Krauskopf streichelnd, „seit wann ist Dir Dein Kloster schreckenerregend, in welchem Du Jahre hindurch ohne Bangen zubrachtest? Wäre nicht der Krieg dazwischen gekommen und befändest Du Dich noch hier, wer weiß, ob Dich nicht endlich auch die Lust anwandelte, den Schleier zu nehmen, wie Charitas heute zu thun im Begriff.“

„Wie Charitas?“ rief Annie aus. „Nimmermehr! Sie allein ist schuld, daß ich mich so entsetzlich fürchte und ich weiß doch nicht, warum. Gestern, gleich nachdem wir angekommen, schlich ich mich von Euch hinweg, während Ihr mit Mutter Benedicta sprachet, und wollte zu ihr. Ihre Zelle war nur angelehnt und als ich hineintrat, lag sie auf ihrem Bette, leichenblaß, die Hände über der Brust gekreuzt und ich dachte, sie sei todt. Da schrie ich so laut auf vor Schrecken, daß aus der Nebenzelle Schwester Annunziata gestürzt kam und mich ausschalt, weil ich ohne Erlaubniß zu Charitas gegangen, mit der vor der Weihung Niemand mehr sprechen dürfe.“

„Das war auch sehr vorlaut von Dir, meine Kleine,“ sagte die Herzogin, die sich bisher an dem Gespräche nicht beteiligt, sondern schweigend am Fenster gestanden, „Dir müßte es bekannt sein, daß die

Novizen Wochen schon vor ihrer Einkleidung in den Bußübungen nicht mehr gestört werden dürfen, mit welchen sie sich auf den heiligen Akt vorbereiten, wieviel weniger mit Solchen sprechen, die der Welt angehören. Ich würde nicht erstaunen, wenn Schwester Annunziata dafür eine Strafe über Dich verhängt hätte."

Das Stumpfnäschen der kleinen Prinzessin zog sich in die Höhe. „Schwester Annunziata? Ueber mich?" fragte sie spöttisch. „Vor der hatte ich nur geringe Furcht. Ich ließ sie auch gestern ruhig schmälen und sagte ihr, daß ich meine Base sprechen wollte und daß sie mich daran nicht hindern würde. Und dann lief ich auf Charitas zu und küßte sie, bis sie die Augen aufschlug und sagte ihr, daß ich sie lieb hätte, so lieb, wie Niemand sonst, und daß sie sprechen sollte, sonst dächte ich, sie sei gestorben und man wollte sie zur Stelle in den Sarg legen."

„Und sie? Was antwortete sie Dir?" fragte die Herzogin, als ihr Gemahl verdüsterten Antlitzes schwieg.

„Sie konnte gar nichts antworten," sagte Annie, „denn die dumme Annunziata nahm mich beim Arm und zog mich fort, weil sie meinte, ich sei kindisch und rege Charitas durch meine Thränen nur auf. Sie bedürfe der Sammlung zur morgenden Feier

und ich sei ein einfältig Ding mich so zu geberden. Da ging ich fort, aber jedes Mal, wenn ich die Andern über das schöne Fest reden hörte, das wir heute feiern sollen, sah ich Charitas vor mir, wie sie mich mit den großen Augen in dem bleichen Gesichte anblickte und ich weiß nun, es ist nicht wahr, daß sie sich auf den heutigen Tag freut, wie die Andern sagen."

Der Herzog strich mit der Hand über die Stirn, als wolle er einen unliebsamen Gedanken verscheuchen. „Ihre Eltern haben seit Jahren so über sie bestimmt; sie muß sich eben darein finden, wie viele Andere ihresgleichen auch."

„Weshalb hat der Ohm sie in das Kloster geschickt?" fuhr Annie, ermutigt durch der Mutter Schweigen und des Vaters sichtliche Verstimmung fort. „Er hätte sie an einen tapfern Ritter, einen Grafen oder einen Herzog verheiraten sollen und wer weiß, ob ihr das nicht auch lieber gewesen wäre."

„Schweige, Annie," schnitt Philipp Herschot seinem verzogenen Kinde alle weiteren Einwände ab, „Du hast kein Recht des Oheims Handlungsweise zu beurteilen. Lasse solche Reden nicht vor den frommen Schwestern hören; es schickt sich nicht für Kinder über derartige Dinge zu sprechen."

Annie verstummte; sie hörte an des Vaters Ton, daß das Gespräch ihm peinlich zu werden begann und sie zog es vor, ihn nicht zu reizen, wie wenig auch seine Worte dazu beigetragen, ihre Ueberzeugung zu ändern.

In der Zelle der Novize waren inzwischen die Schwestern beschäftigt, die junge Himmelsbraut zu ihrem Feste zu schmücken.

Renée d'Avré hatte die Erlaubniß erhalten, dabei zugegen zu sein; sie stand in der Fensternische und sah mit gemischten Empfindungen, wie die Nonnen Charitas in das weiße Gewand kleideten, welches sie heute zum letzten Male tragen sollte und auf ihr lang herabwallendes Haar einen Kranz setzten, an welchem ein weißer Schleier befestigt war. Renée schauderte unwillkürlich, als das Werk vollendet und die Schwestern bewundernd die todtenbleiche Braut umstanden, die widerstandslos Alles mit sich hatte geschehen lassen, was die Andern ihr geheißen und nun unbeweglich wie zuvor in ihrem Sessel saß.

Jetzt verließen die Nonnen das Gemach, sich selbst zu der Feier vorzubereiten; Renée folgte ihnen, um im Vorübergehen der jungen Freundin Hand zu ergreifen und ihr leise zuzuflüstern: „Arme Charitas!"

Die Angeredete schlug die großen, geisterhaften Augen zu ihr empor. „Beklage mich nicht,“ antwortete sie, „ich möchte sonst mich erinnern, daß ich Mitleid mit mir selbst zu empfinden habe und Du weißt, ich darf es nicht.“

Die Gattin Hendriks wandte stumm sich von ihr, um sich in ihr eigenes Zimmer zu begeben, das in einem Seitenflügel des Klosters sich befand. In einer halben Stunde sollte die Ceremonie beginnen; Renée trat an das Fenster, welches einen Teil der Umgegend beherrschte und ließ ihr Auge über die verödeten Fluren schweifen, als plötzlich ihr Blick auf einen Reiter fiel, der über das Feld sich dem Kloster näherte. Sollte es ihr Gatte sein? Nein; Hendriks Helmzier war eine andere, doch glaubte sie den Reiter zu kennen, der eilends dahergejagt kam, kein Zweifel, es war der Graf Gonzaga, der irgend eine Nachricht von Wichtigkeit in das Kloster brachte. Sie wußte nicht, was sie antrieb, ihm entgegenzueilen; als sie jetzt durch den Corridor die Treppe hinab in den Klosterhof stürzte, hatte sie nur das dumpfe Empfinden, daß etwas vorgefallen sei, mit ihrem Gatten, mit dem Prinzen — und da ertönte schon der Klopfer an der Außenthür; die Pförtnerin bei Seite schiebend, die dem Ankömmlinge geöffnet, stand sie vor dem

Grafen, der, als er ihrer ansichtig wurde, vom Pferde sprang.

„Was führt Euch her, Graf Gonzaga?“ rief Renée atemlos. „Ihr bringt uns schlimme Kunde, ich sehe es Euch an.“

„Ich kam mit einer Bitte an die Aebtissin her, edle Frau,“ erwiderte Gonzaga, „meint Ihr, daß sie gestatten wird, das Fräulein von Avré für einige Stunden zu beurlauben, um mich in das Lager zu begleiten?“

„In das Lager, Graf? Unmöglich! Charitas d'Avré ist im Begriffe den Schleier zu nehmen; es wird heute das Fest ihrer Einkleidung gefeiert.“

Gonzaga erbleichte. „So kam ich vergebens und er sieht sie nicht mehr,“ murmelte er.

„Wer ist es, von dem Ihr sprecht?“ fragte Renée beunruhigt. „Steht es so schlecht mit Seiner Hoheit, um das Aeußerste zu fürchten?“

„Die Aerzte zählen sein Leben nur nach Stunden noch,“ antwortete Gonzaga leise.

„Allbarmherzige Jungfrau!“ Auch Renée's Wangen waren erbleicht, doch im nächsten Augenblicke schon war ein anderer Gedanke, erschreckender fast noch, als der erste über sie gekommen: wenn Charitas

die entsetzliche Botschaft erführe — wie würde sie dieselbe aufnehmen?

„Folgt mir zu der Aebtissin, Graf," sagte sie hastig, „sprecht mit ihr, wiewohl ich kaum erwarten kann, daß sie Eurer Bitte willfahre. Ihr habt keine Zeit mehr zu verlieren, wollt Ihr Eures Auftrags Euch noch vor der Feier entledigen."

Benedicta befand sich in ihrer Zelle; sie kniete auf dem Schemel vor dem Muttergottesbilde und ihre Lippen sprachen zu der Heiligen, ohne daß sie sich bewußt, was es sei, das sich aus ihrem Herzen zu ihr emporgedrängte. Sie hatte schon seit Tagen in Erfahrung gebracht, daß Juan seinem Ende entgegen sehe und ihre Seele hatte seitdem keinen anderen Gedanken zu fassen vermocht, als das Bild jenes Sterbenden, an dessen Lager sie nicht eilen durfte, die letzten bangen Kämpfe zu bewachen, die sein Leben erschütterten, bis dieses Dasein geendet, an dem sie keinen Anteil gehabt und das in Kurzem für sie versunken, hinweggeweht sein sollte, als seien alle Qualen, die sie um ihn erduldet, nur ein schwerer Traum gewesen.

„Du standest an dem Kreuze Deines Sohnes," sprach sie, zu dem Bilde emporgewandt, „und siebenfache Schwerter bohrten sich durch Dein Herz. Du

warst ein Weib und littest, wie ich und dennoch war Dein Leid nicht größer, als das meine, denn Du durftest mit ihm die Stunde teilen, die ihn von Dir hinwegnahm und Deine Augen durften ihm die Thränen zeigen, die Du um ihn vergossest. Ich darf es nicht; mein Antlitz muß den Fremden um mich her die altgewohnten, ruhigen Züge weisen und ich muß lächeln, während Du, mein Sohn, den letzten Seufzer aushauchest, mit dem Deine Seele sich dem Erdenstaube entringt."

Ihre Stirn sank schwer auf das vor ihr befindliche Pult; da tönte leises Klopfen an ihre Thür. Sie fuhr empor; wer wollte zu ihr in dieser Stunde, da man wußte, daß sie sich auf die Feier in der Kirche vorbereiten mußte?

Benedicta erhob sich langsam von ihren Knieen, um selbst die Thür zu öffnen; sie bedurfte aller Fassung, um bei dem Anblicke des vor ihr stehenden Gonzaga, den Renée bis zu ihrer Zelle geleitet, nicht einen Laut des Schreckens auszustoßen. Es war nicht notwendig ihr zu sagen, weshalb er gekommen; sie las es in seinen verstörten Zügen, mit welcher Botschaft er die Schwelle des Klosters überschritten. Sie erstaunte auch nicht über sein Verlangen, Charitas zu gestatten an das Sterbelager Juans zu kommen;

sie wußte, daß sie jetzt den Kelch bis zu den Hefen leeren müsse: die Mutter durfte dem sterbenden Sohne die Bitte nicht gewähren, die letzte, die er jemals an sie richten würde.

„Es schmerzt mich, Graf Gonzaga," sagte sie und ihre Stimme klang wie gebrochen, „den Wunsch Seiner — Hoheit, Eures Gebieters, nicht erfüllen zu können — doch es ist unmöglich. Wir feiern heute das Fest der Einkleidung Charitas d'Avré's," sie stockte unwillkürlich; das Wort ‚Fest' erschien ihr wie ein Hohn in dieser Stunde, „in wenigen Minuten wird die Ceremonie beginnen."

Octavio zögerte. „Hochwürdige Frau, verzeihet die Erinnerung; es handelt sich um eines Sterbenden Verlangen. Ist es nicht möglich um zwei Stunden die Feier aufzuschieben?"

Die Aebtissin stand wie ein Marmorbild vor dem Sprechenden; sie wollte antworten und konnte es nicht; der staunende Blick Gonzaga's, der angstvoll fragende Renée's riefen sie wieder zu sich und während ihres Herzens Schläge zu stocken schienen, fielen langsam und schwer die Worte von ihren Lippen: „Es kann nicht sein — ich darf es nicht."

In dem Corridor vor der Zelle ließ sich das Geräusch nahender Schritte vernehmen; es war die

Priorin mit den drei ältesten Schwestern, welche die junge Himmelsbraut zu der Aebtissin geleiteten, die sie dann selbst in den Kapitelsaal des Klosters führen sollte.

Benedicta zuckte zusammen; sie erinnerte sich ihrer Pflicht, der grausamen, unerbittlichen Pflicht, die sie noch heute zu erfüllen hatte, sie erinnerte sich, daß sie die Aebtissin von St. Fleuret, nicht die Mutter jenes Mannes sei, der auf dem Sterbelager, eine Stunde nur von ihr entfernt, ihrer Antwort auf seine Bitte harrte. Kein Gruß, kein letztes Segenswort an ihn, ein stummes Neigen nur des Hauptes war Alles, was sein Abgesandter von ihr empfing — dann schritt die Aebtissin an ihm vorüber zur Thür hinaus, die Braut des Klosters in Empfang zu nehmen.

In dem Lager an der Maas hatte am frühen Morgen das Gerücht sich verbreitet, daß der Feldherr den Tag nicht mehr überleben werde; nun umdrängten schon seit Stunden Schaaren von Truppen den Platz vor der Hütte, in welcher der Sterbende lag, von dem Wunsche bewegt, das Antlitz ihres Helden zu sehen, noch einmal zu sehen, bevor er von ihnen ginge. Regungslos, in dumpfem Schweigen harrten die kriegsgewohnten Männer, die so oft dem

Tode verachtend in das Auge geblickt, auf jede Nachricht, die ihnen verkündete, daß der Kranke noch lebe, daß vielleicht noch eine Stunde — und noch eine ihm geschenkt sei.

Neben dem Gefährten seiner Jugend saß, seit Gonzaga ihn verlassen, Alexander Farnese, mit tröstenden Worten die Unruhe beschwichtigend, die den Sterbenden ergriffen. Trotz des Zweifels, den er dagegen ausgesprochen, wußte Alexander, daß Juan die Hoffnung hege, Charitas an seinem Sterbelager noch erscheinen zu sehen und daß diese Hoffnung es sei, die ihn selbst die Schwäche des herannahenden Todes gewaltsam überwinden ließ.

„Sie kommt noch nicht — noch nicht," murmelte er endlich, als in der geöffneten Thür, statt der Erwarteten, einer der Aerzte erschien, nach ihm zu sehen, „sie werden es ihr nicht gestatten mir Lebewohl zu sagen."

„Der Weg ist weit, Juan," suchte Farnese ihn zu beruhigen, „und bringt man sie in einer Sänfte her, bedarf es längerer Zeit, als Gonzaga meinte."

Die todverklärten Augen des Kranken irrten in dem engen Raume umher. „Wo bist Du, Charitas?" flüsterte er. „Soeben glaubte ich Dich zu erblicken und jetzt schon willst Du mir von Neuem ent-

schwinden, daß selbst mein sehnend Auge Dir nicht mehr zu folgen vermag? O, säume nicht, Geliebte, siehe, die Zeit ist kurz, da ich Dich sehen kann, dann wird es dunkel um uns Beide, die Nacht des Todes verbirgt Dein süßes Angesicht vor mir, nur einmal noch kehre zurück und sage mir, daß Du mich liebtest, wie Du die Hoffnung Deiner Seligkeit geliebt."

Seine blassen, durchsichtigen Hände griffen auf der Decke umher; seine Augen nahmen jenen seltsam starren Blick der Sterbenden an, der mit seiner Sehnsucht Allgewalt Zeit und Raum zu durchdringen vermag.

„Siehst Du sie nicht, Alexander? Da ist sie wieder; sie schreitet mir entgegen, im Brautgewande, die jungfräuliche Krone auf der weißen Stirn. Wie bleich Du bist, Geliebte, und doch, wie schön! Die Thränen, die ich in der vergangenen Nacht Dich weinen sah, haben die Rosen Deiner Wangen ausgelöscht — weshalb hast Du sie weinen müssen, heut an unserem Hochzeitstage? Und warum schreitest Du allein und zögernden Fußes zu dem Altare? Wer sind die dunklen Gestalten, die mit Dir gehen? Du schaust nicht um Dich, nicht auf mich, der Dich vergebens zu erreichen strebt — die Kerzen flimmern um Dich und durch die Kirche tönt Gesang — welch

traurig ernste Weise! Jetzt stehst Du vor dem Altare, die, welche Dich geleitet, nahen sich Dir, sie nehmen Dir den Kranz aus Deinem Haare und jetzt — jetzt höre ich die Scheere knirschend die Locken teilen, die ich so gerne küßte. Sie fallen nieder auf die Stufen das Altares und Du erbleichest, Du schwankest, Charitas; o fürchte nichts, der Weg, den Du zu gehen hast — er ist nicht weit mehr — in meinen Armen ruhest Du von allem Erdenleide aus."

Er sank tiefatmend in die Kissen zurück, erst jetzt gewahrend, daß Octavio Gonzaga vor ihm stand.

„Du bringst sie nicht?" sagte Juan, in sein düsteres Antlitz schauend.

Octavio bewegte verneinend sein Haupt; die Worte, die er sprechen wollte, schienen ihn zu ersticken.

„Sei ruhig, Du Getreuer," sprach der Kranke sanft, „ich weiß, daß sie nicht kommen konnte, doch bald, bald trennt sie keine Schranke mehr von mir."

Der Herzog von Parma neigte sich über ihn. „Die Truppen, mein Juan, möchten Dich noch einmal sehen."

Der Sterbende nickte. „So tragt mich hinaus vor des Hauses Thür; ich will unter meinen Soldaten den Tod erwarten."

Die Diener hoben das Feldbett empor, auf dem er ruhte und schritten mit ihm hinaus in das Freie, wo jene Tausende standen und auf das Erscheinen dessen warteten, der sie so oft zum Siege geführt und der in wenigen Minuten bereits einem anderen Sieger weichen sollte, dem allein unbezwinglichen, herrschgewaltigsten der Welt.

Auf dem Antlitz des sterbenden Feldherrn zeigte sich ein schwaches Lächeln, als er seine Truppen erblickte; er erhob grüßend die Hand, während die Soldaten, wie erschüttert von der Majestät des Todes, ihre Kniee beugten. Ueber die gebräunten Wangen mehr als eines dieser schlachtengehärteten Krieger sah man Thränen rinnen.

Der Beichtiger naht sich mit dem Sakramente dem Lager Juans; durch die tiefe Stille ringsumher tönen die Sterbegebete des Priesters und das laute Schluchzen der das Bett umstehenden Männer. Das ganze Heer teilt die Gebete für die Seele, die im Begriffe, von der Erde zu scheiden; kampflos, in lächelnder Ruhe liegt der Sterbende — kann es sein, so fragen sich die Kriegsleute, daß einem irdischen Menschen so seliger Tod beschieden sei?

Der Priester tritt zurück, um auf den leise geflüsterten Wunsch Farnese's die Messe zu lesen; Juan

hat den Wunsch durch eine kaum merkliche Bewegung bestätigt; mit letzter Anstrengung falten sich seine Hände; als jedoch der Priester das Hochheilige emporhebt, ist sein Auge bereits geschlossen.

* * *

So endete am ersten Oktober des Jahres 1578 im zweiunddreißigsten Jahre seines Lebens der Sohn des Kaisers, den das Geschick mit allen Gaben verschwenderisch ausgestattet, die es in unbegreiflicher Laune oftmals nur Einem unter Tausenden gewährt. Doch dieses nämlichen Geschickes widerspruchsvolles Walten gönnte jenen Gaben nicht, in freier und ungehemmter Entfaltung zur vollen Blüte zu gelangen; es legte ihrem Eigner in der Gestalt des Mannes, den er seinen Bruder nannte, die Fessel an, die langsam aber unerbittlich sein junges Leben umwand, um mit den Hoffnungen, die in ihm welkten, ihm endlich auch den Mut zu ersticken, des Daseins Last noch weiter zu tragen.

Philipp II., gegen Verstorbene stets großmütiger, als gegen Lebende, heuchelte bei dem Tode des heldenhaften Bruders eine Trauer, die er nicht empfand und erfüllte seine letzte Bitte, den Gebeinen desselben an der Seite Karls V. eine Ruhestätte zu gönnen,

so wie er auch Alexander von Parma in dem ihm von Juan übertragenen Oberbefehle über das Heer bestätigte.

In Spanien, wo der Dahingegangene so viele Sympathien besaß, erregte die Nachricht seines Todes allgemeine Bestürzung; unter seinen Truppen, die in unwandelbarer Liebe und Achtung an ihm gehangen, herrschte tiefe Trauer. Bis die Bestimmungen des Königs über das Begräbniß seines Bruders eintrafen, sollte die Hülle desselben in der Kathedrale von Namur vorläufig beigesetzt werden und es erhob sich unter den verschiedenen Nationalitäten, aus denen das Heer sich bildete, ein Streit, wem der Vorzug gebühre, die Leiche ihres Feldherrn bis dorthin zu tragen. Die Spanier machten ihr Recht durch die Thatsache geltend, daß Juan der Bruder ihres Königs gewesen, die Deutschen, daß er der Sohn ihres Kaisers, die Wallonen, daß er in ihrem Lande gestorben sei. Ebensowenig wollte sich jedoch die Dienerschaft des Prinzen darein finden, daß man ihr es weigern könne, die Leiche ihres geliebten Herrn wenigstens eine Strecke weit zu tragen und so mußte endlich Alexander von Parma eine Entscheidung treffen, welche jeder der streitenden Parteien ein Anrecht auf diesen letzten Liebesdienst einräumte.

Bis zum vierten Oktober blieb der einbalsamirte Leichnam Juans im Lager ausgestellt, um den Soldaten Gelegenheit zu geben, ihren Führer noch einmal zu sehen, bevor der Sarg sich über ihm schlösse. Die Offiziere seines Heeres hielten abwechselnd die Todtenwache bei ihm; die Leiche, deren Antlitz fast unverändert erschien, lag in voller Rüstung in einem mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Sarge, um welchen Tag und Nacht die Fackeln brannten; auf einem Kissen neben ihm sein Schwert, der Orden des goldenen Vließes und eine Krone, wie die Herzöge von Burgund sie zu tragen pflegten. Am vierten Oktober, in der Frühe, wurde die Leiche nach Namur gebracht, wie Parma es bestimmt, von den verschiedenen Truppenkörpern abwechselnd getragen; das ganze Heer folgte dem Zuge bis zur Stadt, die Waffen umgekehrt, die Fahnen zusammengewunden, die Trommeln und Trompeten florumhüllt.

Am Thore von Namur nahm der versammelte Rat der Stadt die Leiche in Empfang, um sie nach der Kirche des heiligen Alban zu geleiten, wo sie ihre vorläufige Ruhestätte finden sollte, bis man nach Spanien sie überführen konnte, um in der Gruft des Escurial sie zu bestatten.

* * *

Nach St. Fleuret war die Kunde von dem Tode Juans noch an dem nämlichen Tage gedrungen, doch sie war den Nonnen fast bedeutungslos verhallt unter dem grellen Mißklange, mit dem für sie das Fest der Einkleidung Charitas' geschlossen.

Die Ceremonie hatte nicht bis zu Ende gelangen können; als man der Himmelsbraut das dunkle Lockenhaar abschneiden wollte, war eine seltsame Anwandlung über sie gekommen; sie hatte beide Hände wie abwehrend zu ihrem Haupte erhoben, als wolle sie das Haar nicht opfern, das er geliebt und dann plötzlich einen lauten Schrei ausstoßend — die sie umstehenden Nonnen behaupteten, es sei der Name eines Mannes gewesen — war sie auf den Stufen des Altars bewußtlos zusammengebrochen. Die Ordensschwestern hatten vergebens versucht, sie wieder zur Besinnung zu rufen, das unliebsame Ereigniß als die Folge einer begreiflichen Erregung hinzustellen, wie jede Novize sie empfand, die jenen ernsten Schritt beging; die Aebtissin hatte endlich den Befehl gegeben, Charitas in ihre Zelle zurückzubringen, bis sie sich erholt und an den Bischof, der mit gerunzelter Stirn dem Vorgange gefolgt war, die Bitte gerichtet, die Weihung verschieben zu wollen.

Das Fest war unheilbar gestört; die Nonnen verließen in sichtlichem Verdrusse die Kirche und ihnen folgten die anwesenden Gäste, welche man zu der Feier geladen. Auch der Herzog von Aerschot verließ mit seiner Gemahlin und der weinenden Annie noch in derselben Stunde St. Fleuret und unter den Nonnen erhoben sich zum ersten Male, seit sie in diesen Mauern weilte, lebhafte Vorwürfe gegen Charitas, die durch ihren unbegreiflichen Mangel an Beherrschung einen der wenigen Festtage ihnen geraubt, welche in langen Zwischenräumen ihr einförmiges Leben ihnen schenkte. Doch die Urheberin all' dieser Aergernisse erreichte keine der Klagen ihrer Mitschwestern, keines der Tadelworte der enttäuschten Gäste, die der Feier beizuwohnen gekommen; sie lag in ihrer Zelle, die sie so oft mit den Verzweiflungsklagen ihres gemarterten Herzens erfüllt, in wilden Fieberphantasieen, in welchen sie sich beständig des Schleiers zu erwehren suchte, den man auf ihr Haupt legen wollte, beständig sich weigerte, den Gang zum Altare anzutreten, an welchem sie als Ordensschwester geweiht werden sollte. Aber ihre Furcht war nicht von Nöten; es war ihr nicht bestimmt den Weg nochmals zu gehen, den sie mit brechendem Herzen schon einmal zurückgelegt; die sterbliche Hülle Juans ruhte wenige

Wochen erst in ihrer Gruft zu Namur, als man die ihre den Weg hinaustrug, den sie im Frühlingssonnenscheine einst ihm entgegengegangen, um auf dem kleinen Friedhofe des Klosters unter dem Kreuze sie einzusenken, in dessen Schatten sie zu schlummern wünschte.

* *
*

Die Marquise von Avré befand sich noch am Hofe des Herzogs von Guise, als ihr ein Bote aus Brüssel einen Brief ihres Gemahls überbrachte, die erste Nachricht, die sie seit jener Stunde von ihm empfangen, in welcher sie ihm ihr Vergehen eingestanden. Die Zeilen lauteten: „Ich hoffe Euren Dank mir erworben zu haben, Marguèrite; was Ihr gewollt, es ist geschehen — Euer Feind und der meine lebt nicht mehr.

Casimir d'Avré."

Heinrich Guise war zugegen, als seine Base den Brief überlas; er wußte nicht, weshalb sie plötzlich so grell und schneidend auflachte und doch dabei so erdfahl aussah, als habe sie einen Geist erblickt. Noch in derselben Nacht hatte sie Joinville ohne Abschied verlassen, ohne ihrem Vetter mitzuteilen, wohin sie sich zu wenden beabsichtige, ohne eine Erklärung ihres

schnellen Aufbruches zu hinterlassen. In der Welt hörte man fortan nichts mehr von der Marquise d'Avré; sie kehrte weder nach Brüssel, noch an einen der ihr befreundeten Höfe zurück; zu Namur glaubten die an der Kirche des heiligen Alban Bediensteten in einer verhüllten Frauengestalt, die Nachts die Kathedrale besuchte und zu wiederholten Malen lange Zeit dort weilte, die ihnen wohlbekannte Marquise zu erkennen; doch dann war sie auch von dort entschwunden, bevor man sich von der Wahrheit dieser Vermutung überzeugt.

Viele Jahre später erregte in einem Kloster der Barfüßerinnen im rheinischen Lande eine Oberin durch ihre Strenge, wie durch ihre selbstlose Aufopferung ungeteiltes Aufsehen; die Nonnen fürchteten sie, während die Priester sie fast zu einer Heiligen erhoben; die Wanderer, die, aus den Niederlanden kommend, in dem Kloster Obdach fanden, erzählten, in ihre Heimat zurückgekehrt, die gefürchtete Oberin der Barfüßerinnen sei früher eine gefeierte Weltdame gewesen; ihr einstiger Name laute: Marguèrite d'Avré.

E n d e.

Berliner Buchdruckerei Aktien=Gesellschaft. (Setzerinnenschule des Lette=Vereins.)